Ha
7295

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-788433-p0005-1

Der kleine

Zauberer,

oder

Anweisung zu leichten und belustigenden Kunststücken aus der natürlichen Magie.

Für

Kinder und Nichtkinder.

Stuttgart,
bey Franz Christian Löflund.
1799.

[Friedrich Caspar Osterlin]

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

L 12 / 1647

Vorrede.

Die Werke eines Halle, Wiegleb und Rosenthal sind für den bey weitem größeren Theil des Volks viel zu kostbar. Man findet sie nur in den Büchersammlungen der Reichen und Gelehrten, für welche sie freylich auch zunächst bestimmt sind, denn für den Ungelehrten ist nur ein ganz kleiner Theil der dort beschriebenen Versuche brauchbar. Aber dieses wenige sollte doch den Ungelehrten mitgetheilt werden, denn sie sind es eben, welche eines Unterrichts in der natürlichen Magie am meisten bedürfen, weil gerade sie von Taschenspielern und andern Wundermännern am häufigsten

betrogen werden. Deswegen schien uns eine Sammlung solcher Kunststücke, welche der Fassungskraft solcher Menschen angemessen wäre, keine überflüßige Arbeit zu seyn. Wenn gleich die gewählten Kunststücke nicht alle von der Art sind, daß sie auf der Stelle ohne Vorbereitung nachgeahmt werden können, so wird man doch ohne viele Mühe daraus lernen, wie die auffallendsten, oft höchst wunderbar scheinenden Wirkungen auf eine so ganz natürliche Weise hervorgebracht werden. Vielleicht gelingt es uns doch, hie und da Nachdenken zu erwecken; vielleicht trägt dieses Werkchen doch etwas dazu bey, das Reich des Aberglaubens zu zerstören, und dann wäre unsre Mühe doch nicht ohne alles Verdienst.

Der Herausgeber.

Innhalt.

Seite

Ein ausgelöschtes Licht mit einer Messerspitze anzuzünden 1

Zwey kleine Figuren, deren eine das Licht ausbläst, die andere es wieder anzündet 2

Feurige Funken aus dem Munde zu speyen —

Die sympathetische Dinte 3

Belustigung damit. Das Zauberbuch . 4

Ameiseneyer auf eine bequeme Art zu sammeln 6

Ein Glas Wasser so zu stellen, daß man es nicht wegnehmen kann, ohne es auszuschütten 8

Seite

Eine mit Wasser gefüllte Bouteille an die Wand zu hängen, sie zu zerschlagen, daß das Wasser hängen bleibt . . 9

Der sich verwandelnde Salat . . 10

Einen im Mörser zerstossenen Vogel wieder lebendig zu machen . . . —

Den Hähnen Hörner auf dem Kopfe wachsen zu lassen 11

Wie man im Winter verschiedene Blumenzwiebeln in der Stube zum Flor bringen kann 13

Das Wasser in einer Flasche in Wein zu verwandeln, ohne die Flasche zu eröffnen 14

Mit einem geraden Striche 9 zu schreiben 18

Mit Violensafte in verschiedenen Farben zu schreiben . . . . . —

Die Figur einer verbrannten Karte auf einer andern Karte erscheinen zu lassen . 20

Seite

Ein Geldstück unter einem Topfe wegzubringen, ohne ihn zu berühren . . 21

Die Fontaine im Zimmer . . . 22

Zur Nachtzeit Sternchen in die Luft zu schießen 23

Feuer unter dem Wasser brennend zu machen 24

Ein Feuer, das mit Oel gelöscht, und mit Wasser angezündet werden kann . —

Aus Nichts Etwas zu machen . . 25

Sich selbst die Nase abzuschneiden . 26

Das zauberische Schreibzeug . . —

Eine Münze in der Hand verschwinden zu lassen 29

Einer Gans den Kopf abzuschneiden, und sie wieder lebendig zu machen . —

Unter mehreren Buchstaben denjenigen zu nennen, den jemand gedacht oder berührt hat 30

Der brennende Rauch . . . 32

Seite

Eine Feuerflamme aus einem Ey hervorzubringen 33

Die Kunst, Vögel abzurichten . . 34

Einen Apfel von innen zu zerschneiden, daß er zerfällt, wenn er geschält wird . 40

Eine Gans auf Einen Streich in vier Stücke zu zerhauen . . . 41

Eyerschmalz in einer papiernen Pfanne zu machen . . . . . —

Die Kunst, sich kugelfest zu machen . 42

Stahre in einer Fischreuse zu fangen . 45

Eine Krähe durch die andre fangen zu lassen . . . . . —

Kleine Vögel so matt zu machen, daß man sie leicht fangen kann . . 46

Der lustige Rabenfang . . —

Das gestorbene und wieder lebendig gemachte Küchlein . . . 47

Der Lichtfresser . . . 48

Seite

Wie man glühende Kohlen auf ein Tuch legen kann, ohne es zu beschädigen . 49

Ein Licht ohne Schaden in umgewandter Hand zu halten 50

Das Zaubergemälde . . . . —

Einen Pfennig so in die Hand zu legen, daß man ihn nicht herausbürsten kann 52

Einen Apfel ohne Schaden in einem Tuche zu zerschneiden 53

Eine Münze aus dem Wasser zu nehmen, ohne die Hand zu benetzen . —

Zu machen, daß ein Ring, der in eine Pistole geladen wurde, im Schnabel einer Taube in einer versiegelten Schachtel gefunden werde 54

Einen Baumast mitten im Winter zur Blüthe und Frucht zu bringen . 56

Einen Teller, worauf ein Ey liegt, so wegzuschlagen, daß das Ey unbeschädigt in ein darunter stehendes Glas fällt . 58

Seite

Einen Stab, der auf zwey Gläsern liegt, zu zerschlagen, ohne diesen zu schaden . . . 59

Eyerkuchen im Hute zu machen . 60

Das Finkenstechen . . . 61

Wie man das Hemd ausziehen kann, ohne ein Kleidungsstück abzulegen . 62

Eine bemerkte und verbrannte Karte in einer Taschenuhr finden zu lassen . 63

Hunde zu Aufsuchung der Diebe abzurichten . . . 66

Mitten im Sommer einen Becher von Eis zu machen . . . 68

Eine kleine Fahne, die sich selbst dreht —

Ein auf Papier geschriebenes und verbranntes Wort auf der Hand erscheinen zu lassen . . . —

Eine Taube durch einen Degenstoß zu tödten, den man ihrem Schatten gibt . 69

Eisen auf Wasser schwimmen zu lassen . 71

Seite

Mit auf den Rücken gebundenen Händen einen Ring vom rechten Ohr an das linke zu bringen 71

Aus Wachs und Wasser in einer Minute eine feine Pomade zu machen . 72

Listige Entdeckung eines Diebstahls . 73

Ein andres Beyspiel 75

Erhabnes Schnitzwerk auf einem frischen Ey anzubringen 76

Der kleine wahrsagende Türke . . 77

Durch einen Pistolenschuß zwey brennende Lichter auszulöschen, und zwey andre anzuzünden 80

Einen Schneeballen brennend zu machen 81

Die im Mörser zerstossene und gleich darauf unversehrt zurück gegebene Taschenuhr . . . . —

Zwey Geldstücke, die man verschiedenen Personen gegeben, in der Hand eines einzigen finden zu lassen . . 83

Seite

Eyer von außerordentlicher Größe zu machen 84

Einen Rebhühnerruf zu machen . 85

Durch eine Scheere ein Glockengeläute zu machen 86

Gesicht und Hände im Finstern leuchten zu lassen . . . . . —

Der Ring, der an der Asche eines Fadens hängt 87

Der brennende Eiszapfen . . 88

Eyer in kaltem Wasser zu sieden . —

Das sich selbst bewegende Ey . . 89

Leichte Art, sich von der schädlichen Ausdünstung verschiedener Pflanzen zu überzeugen . . . . . —

Der künstliche feuerspeyende Berg . 90

Der bezauberte Blumenstrauß . . 91

Eine geheime Schrift auf ein Ey zu schreiben 93

Ein bezeichnetes und zerschnittenes Schnupftuch auf der Stelle wieder zusammen zu setzen 94

Seite

Mit einem Kelchglase eine Beule in einen zinnernen Teller zu schlagen . . 96

Wasser in Branntwein zu verwandeln . —

Schneepfannenkuchen zu machen . . 98

Aus zwey leeren Tassen Wolken aufsteigen zu lassen . . . . . —

Eine Katze in verschiedenen Sprachen schreiben zu lassen 99

Ein Siegel mit verschiedenen Farben, das man nicht heimlich erbrechen kann . —

Große Steine aus freyer Hand in beliebige Stücke zu zerschlagen . . 101

Ein leichtes Instrument, den Gesang mehrerer Vögel nachzuahmen . . 102

Glühende Kohlen auf der bloßen Hand zu tragen 104

Ein brennendes Licht in einer ziemlichen Entfernung mit einer Flintenkugel sicher auszulöschen . . . . . —

Seite

Eine Glastafel ohne Diamant in beliebige Figuren auszuschneiden . . 106

Die Milch plötzlich in Blut zu verwandeln 107

Wasser und Bier unvermischt in eben demselben Glase . . . . . —

Grüne oder gelbe Rosen am Stocke zu ziehen . . . . . —

Eine Schwalbe im Fluge zu erschießen und wieder lebendig zu machen . 108

Eine Uhr in eine verschlossene Tabaksdose zu schießen 109

Zu machen, daß das Wasser ohne Trieb von selbst in die Höhe steige . . 112

Die Gesichter einer Gesellschaft abscheulich zu verstellen . . . . . —

Daß unter drey Federmessern das gewählte aus einem Becher hervorspringe . 113

Die Farben an einem lebendigen Vogel zu verändern 114

An jedem Wintertage natürliche frische Blumen zu haben . . . 115

Das wunderbare Weinfaß . . 116

Seite

Kleine Thiere zu skeletiren . . 119
Die angenehme Erscheinung . . 120
Eine Art Wünschelruthe 121
Eine Weintraube in ein Fläschchen mit einem engen Halse zu bringen . 122
Eine Bleykugel im Papier zu schmelzen —
Einen Pfennig auf einer Nadelspitze tanzen zu lassen 123
Glas mit der Scheere zu zerschneiden . —
Einen goldnen Ring so zuzurichten, daß die darein gestochenen Namen oder Figuren nach Belieben sichtbar oder unsichtbar sind 124
Einen gebratenen Kalbskopf blöckend zu machen 125
Hölzerne Figuren, die sich auf dem Wasser bewegen 126
Mit einem Lichte ein ganzes Zimmer brennend zu machen 127
Ein Schnupftuch ohne Schaden über und über brennen zu lassen . . 128
Namenzüge ohne Farbe auf Obst zu malen —
Das Chamäleon im Wasser . . —

Seite

Späte Rosen zu erziehen . . 129

Ein zerrissenes Band wieder zusammen zu blasen 131

Ein Geldstück gegen sich her zu locken, ohne es zu berühren . . . 132

Die Geistererscheinung . . . . —

Die Flamme von einem Licht abzusondern, und wieder daran zu setzen . . 138

Der künstliche Nebel . . . . —

Nachahmung des Donners durch Erschütterung der Luft 139

Die verwechselten Geldstücke . . 140

Eine Farbe, die sich zeigt und wieder verschwindet, wenn man ihr die freye Luft benimmt 141

Die Kreßpiramide . . . . . —

Den Marsbaum Schuß für Schuß aufwachsen zu sehen 142

Einen leinenen Faden unverbrennlich zu machen 143

Ein ausgelöschtes Licht mit einer Messerspitze anzuzünden.

Stecket an eine Messerspitze ein kleines Stückchen Phosphorus, etwa von der Größe eines Haberkorns, und verberget diese Vorbereitung den Zuschauern. Wenn ihr dann das Licht putzet, so löschet es vorsätzlich aus, aber so, daß der Docht nicht zu tief abgeschnitten wird, und noch Hitze genug hat, den Phosphor zu entzünden. Ergreifet nun in größter Eile das Messer, und haltet es an den Docht der Kerze, so lange er noch heiß ist, wobey man ihn ein wenig aus einander breiten muß. Die Zuschauer werden mit Verwunderung bemerken, daß sich das Licht auf der Stelle wieder anzündet.

Zwey kleine Figuren, wovon die eine das Licht ausbläst, die andre es wieder anzündet.

Man nehme zwey kleine Figuren von Holz oder Thon, und stecke ihnen ein Röhrchen von der Größe eines Rabenkiels in den Mund. Der einen Figur steckt man ein kleines Stückchen Phosphor in die Röhre, der andern einige Körner Schießpulver, welche durch ein wenig Papier, das in die Oefnung der Röhre gesteckt ist, verhindert werden, daß sie nicht herausfallen können. Bringt man diese leztere Figur an die Flamme eines Lichts, so wird das Pulver sich entzünden, und das Licht verlöschen. Nun nähert man die andere Figur, und der Phosphorus, der am äußersten Ende der Röhre steckt, zündet das Licht wieder an, so bald er auf den Docht der Kerze gehalten wird. Nur muß, wie bey dem obigen Kunststücke, darauf gesehen werden, daß der ausgelöschte Docht nicht erkalte, ehe er dem Phosphor genähert wird.

Wie man feurige Funken aus dem Munde speyen kann.

Diese Kunst, womit sich die gemeinen Ta-

schenspieler ein großes Ansehen geben, geschieht auf folgende Art. — Sie ziehen Flachs, wie beym Spinnen, doch ohne ihn zu drehen, wikkeln das gezogene fest zusammen auf einen runden Ball, ungefähr in der Größe einer Flintenkugel, stecken den Ball an eine Gabel, halten ihn über ein brennendes Licht, und drehen ihn so lange herum, bis sie überzeugt sind, daß er ganz durchgebrannt, und entzündet sey. Dieses Kügelchen wird in ausgebreiteten Flachs gelegt, gut eingewickelt, und ein so großer Ball gemacht, daß man ihn in den Mund schieben kann. Diesen stecken sie nun in den Mund, und blasen stark darein. Das glimmende Kügelchen wirft durch das Blasen so starke Funken heraus, daß sich Schießpulver damit anzünden läßt.

Die sympathetische Dinte.

Lasset eine Unze gestossene Silberglätte mit vier Unzen destillirten Weinessig bey gelinder Wärme ausziehen, und filtriret hierauf diese Flüssigkeit. Mit diesem Liquor schreibt man aus einer frisch geschnittenen, noch ungebrauchten Feder, was man will, und läßt die Schrift nach und nach von selbst wieder abtrocknen.

Dabey aber muß man noch folgenden Liquor in Bereitschaft halten: Ein Loth klar gestossenen Auripigment und zwey Loth ungelöschten Kalk wird mit einem Nössel Wasser in einem thönernen Töpfchen übergossen, und bey gelindem Feuer bis auf die Hälfte eingekocht, dann filtrirt, und in einem wohl verstopften Glase aufbewahrt.

Will man nun die unsichtbare Schrift zum Vorschein bringen, so schüttet man etwas von dem zweyten Liquor in ein flaches Schälchen, und hält die unsichtbare Schrift eine kurze Zeit darüber; oder man bestreicht die letzte damit auf der unbeschriebenen Seite, so wird in beyden Fällen das verborgene sichtbar werden. Der Dunst dieses Liquors ist so stark, daß er durch ein ganzes Buch Papier dringen, und jene Wirkung hervorbringen kann.

Belustigung mit dieser Dinte.

Das Zauberbuch.

Lasset euch einige Bogen Papier zusammen binden, daß es ein Buch von ungefähr fünfzig Blättern ausmacht. Nach dem letzten Blatte aber lasset eine Art verborgener Brieftasche an-

bringen, die gegen den Rücken des Buchs aufgeht, damit man sie nicht gewahr wird. Hierauf schreibet auf jede vordere Seite dieses Buchs verschiedene beliebige Fragen, und verfertiget ein Register im Anfang des Buchs über die Zahlen der Seiten, auf welchen diese Fragen stehen.

Nehmet sodann kleine viereckigte Papiere, die nur halb so groß sind, als die Blätter des Buchs, und schreibet oben auf jedes derselben mit gemeiner Dinte eine von den Fragen, die auch auf den Blättern des Buchs geschrieben stehen, und unter jede dieser Fragen schreibet die Antwort mit der vorgeschriebenen Dinte von Silberglätte. Hierauf benetzet ein doppeltes Papier mit dem andern Liquor, der aus Kalk und Auripigment gemacht ist, und leget solches einen Augenblick zuvor, ehe ihr diese Belustigung anstellen wollet, unvermerkt in die am Ende des Buchs verborgene Brieftasche.

Wenn ihr hierauf eines oder mehrere von den kleinen Papieren, worauf ihr bereits vorher die beliebigen Antworten geschrieben habt, unter einige Personen austheilet, und sie diejenigen auswählen lasset, worauf sie eine Ant-

wort verlangen; so zeiget ihnen, daß unter diesen Fragen nichts geschrieben sey, und stecket die Papiere zwischen die Blätter des Buchs hinein. Leget dieses einige Minuten lang zugeschlossen bey Seite; die Dünste des benetzten Papiers in der geheimen Brieftasche werden in kurzer Zeit alle Blätter des Buches durchdringen, und die Schrift, die vorher unsichtbar war, leserlich machen. Die Buchstaben haben jetzt eine braune Farbe, die immer dunkler wird, je länger man das Papier in dem Buche läßt.

Diese Belustigung noch außerordentlicher zu machen, legt man die Blätter zu eben demselben Blatte im Buche, auf welchen eben diese Frage steht. — Es lassen sich mit diesen beyden Liquors noch viele angenehme und belustigende Kunststücke machen, die ein erfinderischer Kopf mit leichter Mühe selbst erdenken wird.

Die sogenannten Ameiseneyer auf eine bequeme Art zu sammeln.

Den Liebhabern der Nachtigallen, und derjenigen Vögel, die mit den sogenannten Ameiseneyern gefüttert werden, wird es nicht unan-

genehm seyn, wenn ich ihnen folgende Anweisung zu leichter Erhaltung dieses Futters gebe.

Man sucht einen ebenen Platz aus, und schneidet in einem Umkreise, zwey bis dritthalb Schuh weit von einander, drey oder vier runde Stücke Rasen, einen starken Zoll dick, und einen Schuh im Durchschnitte aus. Die darunter liegende Erde räumt man noch einer Hand tief heraus, daß also kleine schräge Gruben daraus gebildet werden. Diese schlägt man mit einem runden Instrumente so viel möglich rund und glatt. Hierauf legt man etliche dünne Stäbchen auf jedes Loch, und stellt auf jedes die ausgeschnittene Rasenscheibe wieder, wobey man rings um dieselbe eine Oefnung zur kleinen Grube übrig läßt, die höchstens nur einen Zoll betragen darf. Damit diese kleinen Gruben etwas verdunkelt werden, belegt man die Rasenscheiben mit kleinen belaubten Zweigen. Nach dieser Zurichtung wird ein Ameisenhaufen ausgegraben, samt der Erde in einen dichten Sack gesteckt, fest verbunden, und in die Mitte der vorbereiteten kleinen kesselförmigen Gruben, auf den ebenen Platz hingeschüttet. So bald dieses geschehen ist, fangen die Ameisen an, ihre sogenannten Eyer von dem offenen Platze wegzu-

schleppen, sie finden diese kleinen bedeckten Gruben, und legen sie darin ab. Damit fahren sie so lange fort, bis sie alle aus dem Schutte weg, und in die Grube getragen haben, woraus man sie alsdann ohne mit Erde vermischt wegnehmen kann.

Ein Glas Wasser so zu stellen, daß ein andrer es nicht wegnehmen kann, ohne es auszuschütten.

Biethet einer Person eine Wette an, daß sie, wenn ihr ein Glas mit Wasser angefüllet, und es auf den Tisch gestellt habet, nicht im Stande seyn werde, es wegzunehmen, ohne es völlig zu verschütten. Füllet hierauf ein Glas mit Wasser, und leget ein Blatt Papier darauf, welches das Wasser und den Rand des Glases von allen Seiten wohl bedeckt. Leget die flache Hand auf dieses Papier, nehmet das Glas in die andre Hand, kehret es schnell um, und stellet es auf einen Tisch, der recht eben und glatt ist. Hierauf wird das Papier sanft unten weggezogen, und das Wasser bleibt in dem Glase, weil keine Luft dazu kommen kann. Der andre wird allerhand versuchen, aber das

Glas doch nicht wegbringen können, ohne das Wasser auszuschütten.

Nur auf folgende Art ist es möglich: Man nimmt ein Brettchen, das fest an den Rand des Tisches paßt, und hält es so, daß es mit dem Tische vollkommen eben liegt. Nun schiebt man das Glas auf das Brettchen, dreht beyde mit einander um, daß das Brettchen oben auf zu liegen kommt, und nun kann man das Glas wegnehmen, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Eine mit Wasser gefüllte Bouteille an die Wand zu hängen, sie zu zerschlagen, und das Wasser hängen bleiben zu lassen.

Man nehme eine kleine gläserne Bouteille, und stosse eine naß wohl zerriebene Kälberblase hinein, die, wenn sie ausgedehnt ist, den innern Raum wohl ausfüllen kann. Das offene Ende der Blase muß oben um den Rand der Flasche auf eine unmerkliche Art angebunden, hierauf mit Wasser, Bier oder Wein gefüllt, und mit einem Stöpsel verstopft werden. Darauf befestigt man eine Schlinge von Bindfaden um den Hals, und hängt so die Bouteille an einen Nagel in der Wand. Schlägt man nun

mit einem Hammer den Bauch der Flasche entzwey, so fallen die Glasstücke ab, aber das Wasser bleibt mit der Blase hängen.

Der sich verwandelnde Salat.

Mit rothem Kohl kann man ein artiges Kunststück auf der Tafel machen. Man nimmt nemlich die Blätter davon, brühet sie in heisem Wasser, so werden sie grün. Dann schneidet man sie zu einem Salat, gibt sie auf die Tafel, und wann sie da mit Essig und Oel angemacht werden, bekommen sie ihre rothe Farbe wieder.

Einen Vogel wieder lebendig zu machen, den man in einem Mörser zerstossen hat.

Man läßt sich hiezu einen kleinen hölzernen mit weißem Bleche ausgeschlagenen Mörser, der 6 bis 7 Zoll hoch ist, machen, und ihn mit einem doppelten Boden versehen. Statt des obern Bodens, der sich noch etwas unter der Mitte des Mörsers befinden muß, wird eine Fallthüre, wie ein hohler Zirkel, der an seinen beiden Achsen beweglich ist, gesezt, so daß er auf der einen Seite sich hinabsenken,

und auf der andern in die Höhe steigen kann. Der übrige Raum, der auf dem Boden des Mörsers unter der Fallthüre ist, muß in 2 gleiche Theile getheilt, doch aber die Vorsicht beobachtet werden, daß der Fallboden auf der einen Seite schwerer gemacht werde, damit er sich von selbst in eine horizontale Lage setze. Man sehe auch wohl zu, daß er so genau als möglich den Boden des Mörsers verschließe.

Wenn man nun einen lebendigen Vogel in dem Raume, der zwischen dem Fallboden und dem rechten Boden des Mörsers ist, eingesperrt hat, so muß man einen andern von eben der Art nehmen, solchen mit einem hölzernen Stösser zerstossen, und zeigen, daß er wirklich tod ist. Hierauf legt man ihn wieder in den Mörser, drückt mit dem Stößer auf der einen Seite die Fallthüre hinab, und hebt sie von der eidern Seite in die Höhe. Dadurch wird dem verborgenen Vogel Luft verschaft, der aus dem Mörser herausfliegt.

Den Hähnen Hörner auf dem Kopfe wachsen zu lassen.

Dieses Kunststück besteht darin, daß man den Hähnen die Sporne, die hinten an ihren

Füßen wachsen, auf den Kopf pfropft. Man verfährt dabey auf folgende Art. Man nimmt zu der Zeit, wenn die jungen Hähne verschnitten werden, zugleich bei dem kastriren und abschneiden des Kamms mit einem scharfen Messer das kleine Knöpfchen weg, wo die Sporne herauszuwachsen anfangen. Dieses Knöpfchen, das bey einem jungen Hahne beynahe ganz flach ist, wird mit dem Federmesser einer guten Linse breit abgeschnitten, und sogleich an den Ort gesezt, wo man eben den Kamm abgeschnitten hat. Man hält es daselbst einige Augenblicke mit dem Finger, bis das herausfliessende Blut gestillet ist. Da dieses Knöpfchen nicht den ganzen Platz, worauf der Kamm war, bedecken kann, so schüttet man auf die frei bleibende Stellen etwas feine Asche. Hierauf setzt man den Kapaun unter einen Hühnerkorb, und gibt ihm erst zwey Stunden nach dieser Operation etwas zu fressen. Die Wunde, sowohl am Fuße als an dem Kopfe wird bald heilen, und in kurzer Zeit mit einer Narbe verwachsen, wie man bey allen Hähnen, die gekappt sind, bemerkt. Das auf den Kopf gelegte Knöpfchen heilet daselbst an, und wächst, so wie der Hahn größer wird, zu einem sonderbaren Horn. Es

ist zu bemerken, daß dieses Horn auf dem Kopfe des Hahns weit dicker und länger wird, als es am Beine geworden wäre. Dieser Unterschied rührt ohne Zweifel daher, weil nach dem Kopfe weit mehr Säfte fliessen, als nach den Füssen, und jene blutreicher sind, als diese. Die Hörner werden gekrümmt, wie Widderhörner, andre liegen hinterwärts, wie bey den Ziegenböcken. Die letztere Stellung gibt dem Hahnenkopfe die beste Zierde, besonders wenn man beyde Knöpfchen hinauf pfropft, und sie genau neben einander auf den Ort des abgeschnittnen Kammes setzt, und lieber etwas nach vorne, als nach hinten. Dabey aber muß man auch fleißig auf die Richtung Acht geben, welche ihre Krümmung bey zunehmender Größe haben soll. Diese kleine Aufmerksamkeit auf die Stellung derselben macht, daß man um so gewisser versichert ist, daß ihre Spitzen die gewünschte Richtung nehmen werden.

Wie man im Winter verschiedne Blumenzwiebeln in der Stube zum Flor bringen kann.

Auf den Glashütten werden zu dieser Be-

lustigung besondere Gläser gemacht, wovon man sich einige anschaffen kann. Ein solches Glas füllt man zu Anfang des Novembers mit Regenwassers, und legt oben in den Hals eine Hyacinthen- oder eine andre Zwiebel, aber so, daß zwischen ihr und dem Wasser noch ein Finger breiter Raum übrig bleibe, und die Zwiebel ganz trocken liege. Bey kaltem Wetter wird das Glas in einem warmen Zimmer hinter ein Fenster gestellt, wo es etwas Luft und Sonne genießen kann. In wenig Tagen werden die Wurzeln nebst dem Keime hervorkommen, und nach und nach das ganze Glas erfüllen. In drey bis vier Wochen endlich werden die Blumenknöpfe erscheinen; während der Zeit aber muß das Glas, so oft es nöthig ist, wieder mit frischem Wasser angefüllt werden.

Das Wasser in einer Flasche in Wein zu verwandeln, ohne die Flasche zu eröffnen.

Man läßt von einem Klempner ein blechernes Geschirr in Gestalt einer kleinen etwas hohen Kohlpfanne machen, ungefähr von vier Zoll im Durchschnitte. Es muß einen doppelten wohlverwahrten Boden haben, der von dem un-

tern Boden drey bis vier Linien absteht. In der Mitte des obern Bodens muß ein rundes Loch angebracht seyn, worauf ein blechernes Rohr, das vier Zoll in die Höhe gehen muß, und anderthalb Zoll im Durchschnitte hat, angelöthet wird. Unter das Loch dieses Bodens wird eine Klappe angebracht, die durch eine kleine schwache Feder gehalten werden muß, welche zwischen beyden angebracht und befestigt wird. Diese Klappe dient dazu, daß man den doppelten Boden, oder vielmehr die Höhlung zwischen beyden Böden nicht bemerken kann.

Hierauf muß man eine kleine Flasche von weissem Glase haben, die ungefähr sechs Zoll hoch ist, und leicht in das aus dem obern Boden hervorragende blecherne Rohr eingeschoben werden kann. Sie muß überdieß so schwer seyn, daß sie die Klappe am Fuße der Röhre hinunter drücken kann, wenn sie voll Wasser ist. Der Boden dieser Flasche muß mit 2 oder 3 kleinen Löchern, die nicht größer als Nadelstiche sind, versehen seyn. Füllet sie nun mit recht reinem Brunnenwasser, und verstopfet sie recht gut. Alsdann gießt man zwischen die beyden Böden des Gefässes durch die Röhre

den leichtesten rothen Wein, so dunkelroth, als man ihn haben kann.

Wenn nun die mit Wasser gefüllte Flasche wohl verstopft in die Röhre gesetzt ist, so wird der durchlöcherte Boden der Flasche in den durch die Klappe verborgenen Wein zu stehen kommen. Das Wasser, welches schwerer ist, als der Wein, wird durch die Löcher, die im Boden der Flasche sind, auslaufen, und da die Luft nicht dagegen eindringen, und an die Stelle des herausgelaufenen kommen kann, so wird eben so viel Wein dagegen in die Höhe steigen, so daß nach einiger Zeit die ganze Flasche voll Wein seyn wird. Wenn man sie alsdann aus der Röhre nimmt, so wird nichts durch die Löcher auslaufen, weil die Luft nicht darauf drükken kann. Es wird also aussehen, als ob das Wasser, welches darin war, in Wein verwandelt worden wäre.

Man nimmt demnach die Flasche, setzt ganz ungezwungen den Finger an den Ort, wo sie durchlöchert ist, um dieses zu bedecken; füllt sie hierauf mit Wasser, verstopft sie so gut, als möglich, und gibt vor, daß man es in Wein verwandeln wolle. Zu dem Ende stellt man sie nun in vorerwähnte Röhre, nachdem

man

man vorher heimlich den Wein eingeschüttet hat, der in die Flasche steigen soll. Eine Weile nachher nimmt man die Flasche wieder heraus, zeigt, daß sie voll Wein ist, setzt unvermerkt einen Finger auf die kleinen Löcher, zieht den Stöpsel heraus, gießt den Wein in ein Glas, und läßt die Zuschauer durch Geruch und Geschmack sich überzeugen, daß es wirklich Wein sey.

Diese Belustigung ist nichts anders, als der bekannte physikalische Versuch mit dem Aufsteigen des Weins durch das Wasser, nur daß er hier in eine wunderbare Gestalt eingekleidet worden ist. Man kann auch irgend eine Materie in dem blechernen Gefäße um die Röhre legen, um die Zuschauer glauben zu machen, als ob diese etwas zu Verwandlung des Wassers beytrage. Dies wird zugleich auch dazu dienen, daß sie nicht auf den Gedanken kommen, daß ein falscher Boden da sey. Es wird auch gut seyn, die Flasche zu bedecken, damit man nicht sieht, auf welche Art diese Wirkung geschehe. Man kann auch statt des Weins Branntwein, und statt des Wassers Bier nehmen, und vorgeben, man wolle das Bier in Branntwein verwandeln.

Wie man mit Einem geraden Striche 9. schreiben kann.

Man macht zwey tiefe und ziemlich breite Einschnitte in ein Stück Kreide, so daß drey Erhöhungen entstehn. Damit macht man einen starken Strich auf den Tisch, dieser einzige Zug gibt die Zahl III; nun drückt man mit der flachen Hand darauf, und so kommen diese drey Striche auf die Hand. Endlich drückt man die Hand auf den Huth, Weste und dergl. so zeigen sich auch hier drey Striche, und diese machen zusammen neun aus.

Mit Violensaft in verschiedenen Farben zu schreiben.

Man taucht einen Pinsel von Kameelhaaren in verdünnte Vitriolsäure, und überstreicht damit ein Stück Papier. Wenn dieses trocken ist, schreibt man mit einer in Violensaft getauchten Feder darauf, so bekommt die Schrift sogleich eine schöne rothe Farbe.

Schreibt man einfach mit dem Violensafte, so wird die Schrift blauviolet. Ueberstreicht man einen Theil des Papiers mit einem in

Wermuth getauchten Pinsel, in Wasser, worin Wermuthsalz aufgelöst worden, läßt es trocken werden, und schreibt hernach mit Violensafte, so kommt eine grüne Farbe zum Vorschein.

Schreibt man mit Violensaft über einen Anstrich von Eisenfarbe, so wird die Schrift schwarz. Oder wenn man mit Violensaft schreibt, und auf der einen Seite der Schrift mit Vitriolgeist darüber fährt, auf der andern mit Hirschhorngeist, oder einer mit Wermuthsalz gemachten Auflösung, so entstehen roth und grün.

Stellt man diese ans Feuer, so wird es gelb. Schreibt man auf Papier mit einer Säure, z. B. Citronensäure, und läßt es trokken liegen, so bleibt die Schrift so lange unsichtbar, bis sie übers Feuer gebracht wird, und dann wird sie schwarz, wie Dinte. Je länger die Schrift liegt, desto schwärzer wird sie. So geht es auch mit dem Vitriolgeiste, und dem aufgelösten Wermuthsalze, je länger sie auf dem Papier stehen, desto lebhafter werden die Farben.

Die Figur einer verbrannten Karte auf einer andern Karte erscheinen zu lassen.

Nehmet ein gewöhnliches Kartenspiel, worin das Aß von Herz und der Neuner von Pique breiter sind, als die übrigen. Zeichnet mit Citronensaft auf das Herz-Aß die Figur des Pique-Asses, so daß jenes ganz bedeckt wird. Mit eben diesem Safte malet endlich acht Piquen auf die nemliche Karte, setzet sie an die gehörigen Plätze, wie auf dem Pique Neuner zu sehen ist.

Wenn ihr nun dieses Aß von Herz, worauf die neun Piquen mit sympathetischer Dinte gezeichnet sind, übers Feuer haltet, so färben sich die vorher unsichtbar gewesenen Piquen schwarz, und es erscheint ein vollkommner Pique Neuner, denn das Herz-Aß ist wegen des darüber gemalten Pique nicht mehr zu sehen. Die nemliche Wirkung erfolgt auch, wenn man die Karte in ein metallenes Kästchen legt, und dieses auf einem Kohlbecken heiß werden läßt.

Will man nun das Kunststück machen, so läßt man zwey Personen, ohne daß sie es merken, gerade diese zwey breiteren Karten ziehen. Derjenigen, welche den wahren Neuner von

Pique in der Hand hat, erlaubt man, ihn zu verbrennen. Die Asche von dieser Karte nimmt man, und legt sie in die metallene Büchse, welche hierauf dem gegeben wird, der das Aß von Herz gezogen hat, damit er die Karte selbst hineinlegen, und die Büchse verschliessen kann. Ist die Büchse über der Kohlpfanne hinlänglich erwärmt, so erlaubt man der nemlichen Person, sie wieder zu öffnen, und diese wird mit Verwunderung die vorgegangene Verwandlung bemerken.

Man kann auch andre Karten zu diesem Kunststücke gebrauchen, nur muß man sie dazu vorbereitet haben, und immer eine von den niedern Karten wählen. Noch auffallender wird es seyn, wenn man das Kohlbecken so anzubringen weiß, daß es von den Zuschauern gar nicht bemerkt werden kann.

Ein Geldstück unter einem Topfe wegzubringen, ohne den Topf zu berühren.

Dieß ist mehr ein Scher-, als ein Kunststück zu nennen, denn man bedarf keiner Kunst dabey. Man wettet mit jemanden, daß man ein Stück Geld, welches jener unter einen

Topf legen werde, hervorbringen wolle, ohne den Topf anzurühren. Geht jener die Wette ein, so wird bestimmt, von welcher Sorte es seyn müsse, und während jener das Geldstück unter den Topf legt, nimmt man heimlich eine ähnliche Münze in die linke Hand, fährt damit über den Tisch, murmelt einige geheimnißvolle Worte, bringt alsdann das Geldstück herauf, und zeigt es vor. Nun wird der andre begierig seyn, zu sehen, ob es auch wirklich das nemliche Stück sey, hebt also den Topf selbst auf, und nun greift man schnell zu, und nimmt die Münze unter dem Topfe weg, ohne ihn angerührt zu haben.

Die Fontaine im Zimmer.

Man füllt eine Bouteille fast ganz mit Wasser an, wirft zwey oder drey Loth Potasche darein, und läßt diese sich ganz darin auflösen. Nun steckt man eine gläserne oder blecherne Röhre, deren untere Oeffnung weit, die obere aber ganz eng ist, in den Hals der Bouteille, und verkittet ihn wohl mit Steinkitt. Endlich nimmt man Feder-Alaun, vermischt diesen mit Wasser, und bestreicht mit dieser Mixtur den

Steinkitt, womit die Röhre in den Hals der Flasche gesetzt und befestigt ist.

Hat man dieß alles gethan, so wird die Bouteille auf ein gelindes Kohlfeuer gesetzt, damit das Wasser allmählig zu sieden anfängt. Zu gleicher Zeit wird es aus der Röhre eine Fontaine zu bilden anfangen. Sehr gut ist es, wenn man ein Becken oder Blech macht, durch dessen Mitte der Kanal in die Höhe steigt, und worin sich das Wasser auffängt. Man kann auch das Kohlfeuer und die Flasche verborgen halten, und nur eine Oeffnung lassen, wo man die Röhre hindurch steckt.

Zur Nachtzeit Sternchen in die Luft zu schiessen.

Man läßt Erbsen in zerlassenem Speck eine Weile kochen, nimmt sie dann heraus, und läßt sie kalt werden. Hierauf ladet man ein Gewehr mit einem schwachen Schusse Pulver, auf dieses kommt ein wenig zerriebenes Pulver, hierauf die Erbsen, auf diese wieder ein wenig zerriebenes Pulver. So geladen wird die Flinte bey Nacht losgeschossen.

Feuer unter dem Wasser brennend zu machen.

Man nimmt Schießpulver, 1/3 griechisch Pech, 3/4 Olivenöl, 1/6 Schwefel; dieses wird alles wohl durch einander gemischt, hierauf mit Stroh, Leintuch und Lunten umwickelt, in heisses Pech gestoßen und dann getrocknet. Dann verwahrt man es von neuem mit Stroh, und beschmiert es mit Pech, damit es vom Wasser nicht kann befeuchtet werden. Alsdann sticht man ein kleines Loch hinein, und füllet es mit Pulver und Kohlenstaub. Wenn man es angezündet hat, wirft man es ins Wasser, und dieses wird das Feuer nicht auslöschen können, sondern es wird bald über bald unter demselben brennen.

Ein Feuer, das mit Oel gelöscht, und mit Wasser angezündet werden kann.

Es ist bekannt, daß das Naphta im Wasser brennt, so wie auch der Kampher, wenn man nun Schwefel oder andre brennende Materien hinzumischt, und Oel hineingießt oder Koth hineinwirft, so wird es ausgelöscht, fängt aber

wieder an zu brennen, und zwar noch stärker, wenn man Wasser darauf schüttet.

Aus Nichts Etwas zu machen.

Der Taschenspieler hat ein Gefäß, welches mit zwey Böden, einem rechten und einem falschen, versehen ist. Zwischen diesen gedoppelten Boden ist etwas versteckt, es sey, was es immer wolle. Nun läßt er das Gefäß von den Zuschauern betrachten, und zeigt ihnen, daß nichts darin sey. Hierauf setzt er es auf einen Tisch, der eine rauhe Decke hat, leise nieder, so daß der äusserste oder unterste Boden aufwärts steht, und bedeckt es mit dem Hute. Alsdann schlägt er etlichemal ziemlich hart durch den Hut auf das unterliegende Geschirr, bis er versichert ist, daß der untere, falsche Boden auf den Tisch gefallen sei. Die rauhe Decke verhindert, daß der Fall dieses Bodens kein Geräusch macht.

Darauf zeigt er seine Hände den Zuschauern, und sagt, er wolle etliche Pfennige, oder etwas dergleichen hervorbringen, ob man gleich sehen könne, daß seine Hände ganz leer seyn. Nun steckt er die Hände unter den Hut, hebt

das Gefäß ein wenig in die Höhe, nimmt den falschen Boden weg, hält ihn unvermerkt in der einen Hand, und bittet zuletzt einen Zuschauer, er möchte den Hut anblasen, und aufheben.

Sich selbst die Nase abzuschneiden.

Dazu hat der Taschenspieler ein besonders eingerichtetes Messer, welches in der Mitte der Klinge einen halb kreisförmigen Ausschnitt hat. Diesen Ausschnitt weiß er mit den Fingern geschickt zu verbergen, zieht das Messer mit beyden Händen auf der Nase hin und her, ohne sich im geringsten zu verletzen, und setzt es endlich fest an dem Orte an, wo die Nase besonders fleischigt ist. Dabey hat er noch ein Schwämmchen mit rother Dinte gefüllt zwischen den Fingern verborgen; dieses drückt er zu gehöriger Zeit aus, und läßt das Messer eine Weile stecken. Es wird nicht anders scheinen, als wenn er sich wirklich einen Schnitt in die Nase gegeben hätte.

Das zauberische Schreibzeug.

Der Taschenspieler setzte ein Schreibzeug,

welches aus einem Dintenfaß, einer Sandbüchse, und mehreren Abtheilungen zu Federn, Oblaten und dergleichen bestand, auf den Tisch. Es wurde sogleich zum Versuche gebraucht, ohne vorher untersucht zu werden. Der Künstler stand sechs bis sieben Schritte von dem Tische entfernt, und bat einen Zuschauer, etwas auf gewöhnliches Papier zu schreiben. Um die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf das Papier und die Feder zu lenken, fragte er, ob jemand diese beyde Materialien bei sich habe, und als man es verneinte, so legte ers selbst vor.

Die aufgefoderte Person schrieb, der Taschenspieler fragte, welche Farbe die Dinte habe? „Die gewöhnliche schwarze," war die Antwort. Schreiben Sie, ich sey Ihnen hundert Dukaten schuldig, sagte der Künstler. Der Herr tauchte die Feder ein, aber sie nahm keine Dinte an. Werfen Sie die Feder weg, sie taugt nichts, rief der Künstler. Es geschah. Man nahm nach und nach ein halb Dutzend Federn, jede versagte die Schrift, sie wurden also alle weg geworfen.

Nehmen sie eine neue Feder, sagte endlich der Taschenspieler, und schreiben Sie, daß

Sie mir hundert Dukaten schuldig seyn. Der Herr thats, und die Feder schrieb augenblicklich, und zwar mit rother Dinte. Aufs neue eingetaucht stellte sie nach Verlangen schwarze, rothe, gelbe, blaue und grüne Schrift dar. So nahm die Feder auch gar keine Dinte an, wenn man es haben wollte, nur mußte sie alsdann immer weggeworfen werden, wenn etwas neues geschrieben werden sollte. — Nach Vollendung der Versuche wurde das Schreibzeug sogleich vom Tische entfernt.

Man erklärt sich dieses Kunststück auf folgende Art. Das Schreibzeug enthält in seinem inneren Raume ein schmales, durch Walzen oder einen andern Mechanismus bewegliches Kästchen, in welchem sich sechs Abtheilungen, mit schwarzer, rother, grüner, blauer, gelber, und endlich mit Oel vermischter Dinte befinden. Der ganze Mechanismus wird durch den Druck einer Feder unten im Boden des Schreibzeugs durch den Gehülfen in Bewegung gesetzt, und dieser läßt nach Verlangen bald diese bald jene Dinte unter der Oeffnung erscheinen.

Eine Münze in der Hand verschwinden zu lassen.

Man klebt ein wenig rothes Wachs, aber nicht zu dünn, auf den Nagel des Mittelfingers, und läßt sich von einem andern einen Groschen oder eine noch kleinere Münze in die Fläche der Hand legen. Nun macht man die Hand schnell zu, so daß der Nagel des Mittelfingers gerade auf die Münze zu liegen kommt. Darauf macht man Hocus Pocus, öffnet die Hand, und hält die Finger mehr unter sich, als aufwärts, damit die Fläche desto höher kommt. Hierauf schließt man eilends die Hand wieder zu, und so kann man ihn nach Willkühr bald verschwinden, bald wieder da seyn lassen.

Einer Gans den Kopf abzuschneiden, und sie wieder lebendig zu machen.

Der Taschenspieler schnitt einer Gans den Kopf ab, setzte ihr denselben wieder an den alten Platz, und die Gans lief herum, wie vorher. Er schnitt dabei wirklich einen lebendigen Kopf ab, und keinen falschen. Er verfuhr auf folgende Art:

Er ließ eine Gans auf dem Tische sehen, steckte ihr den Kopf unter die Flügel, und in eben dem Augenblicke kam der Kopf einer andern Gans, die in der Schublade des Tisches verborgen war, durch eine Klappe heraus, welche auf dem Tische angebracht war. Der Kopf, den er nachher den Zuschauern zeigte, gehörte also der versteckten Gans, schien aber derjenigen, welche auf dem Tische lag, zu gehören. Da sich nun der Kopf bewegte und schrie, so glaubte jedermann, es sey unmöglich, den Kopf abzuschneiden, ohne die Gans, die man vor Augen hat, zu tödten, und die Verwunderung stieg aufs höchste, wenn man sie gleich darauf fortgehen sah. Indessen hatte der Taschenspieler den Kopf der versteckten Gans schnell auf die Seite geschafft.

Unter mehreren Buchstaben denjenigen zu nennen, welchen jemand gedacht oder berührt hat.

Man schreibe zwölf Buchstaben auf folgende Art nach der Reihe:

M. L. K. I. H. G. F, E, D, C, B, A,

Oder in einem Kreise,

a
b m
c l
d k
e i
f h
g

Hierauf läßt man eine Person einen Buchstaben anrühren, oder in Gedanken nehmen, und macht sich verbindlich, ihn zu errathen. Man sagt dieser Person, daß sie von A. an gerechnet links zählen solle, der wievielste Buchstabe es sey, den sie wissen wolle. Diese Zahl soll sie dem C. geben, und rechts nach A. und dann von hinten wieder rechts bey M. bis auf 15 zählen, so werde sie auf den verborgenen Buchstaben kommen. Ich will es durch ein Beispiel erläutern. Es soll jemand den Buchstaben G. in Sinn genommen haben, so ist dieß der siebente Buchstabe von A. an gerechnet. Fängt man nun beym Buchstaben C. mit 7 nach A. zu zählen an, und zählt von M. wieder rechts fort, so fällt die Zahl 15 auf G. welches der gedachte Buchstabe ist.

Soll eine größere oder kleinere Zahl, als 15, auf den gedachten Buchstaben fallen, so lasse

man den Anfang vom ersten Buchstaben A. weiter oder näher machen. Sollte z. B. die Zahl 16 den gedachten Buchstaben anzeigen, so läßt man in diesem Falle die Zahl 7 dem Buchstaben D. beilegen, und durch C, B, A, durch M u. s. w. 16 zählen. Will man ihn aber mit der Zahl 14 finden, so wird die Zahl 7 dem B gegeben.

Statt der 12 Buchstaben können auch mehr oder weniger gebraucht werden. Gesetzt, es wäre gefällig, nur 10 Buchstaben zu nehmen

K I H G F E D C B A

und man wollte, daß die Zahl 20 den verborgenen Buchstaben anzeigen solle, welches der sechste Buchstabe F. wäre, so läßt man bey K. rechts mit 6 zu zählen anfangen, und bis 20 fortfahren, so wird diese Zahl auf F. fallen. Merkte sich ein andrer den 4ten Buchstaben D, und man wollte ihn durch die Zahl 12 entdecken, so lasse man bey B. anfangen zu zählen, und die Zahl 12 fällt richtig auf D.

Der brennende Rauch.

Man nimmt einen halben Bogen Papier, und macht eine konische Düte, deren Oeffnung

etwa

etwa 2 Zoll beträgt, und einen halben Fuß lang ist, und in deren Spitze sich eine Oeffnung im Durchmesser einer Linie befindet. Wenn die Düte fertig ist, so schneidet man ein Loch von eben dem Durchmesser etwa einen Zoll von der Spitze darein, hält die Düte horizontal, so daß sich das hinein geschnittene kleine Loch oben befindet, und zündet die Düte bei der gröſten Oeffnung an. Der Rauch dringt zuerst durch die Oeffnung an der Spitze, wenn er sich aber vermehrt, so kann sie ihn nicht mehr abführen, und er dringt also durch die geschnittene Oeffnung perpendikulär empor. Sobald dieses geschieht, nähere man dem Rauche ein brennendes Stück Papier, so wird er sich entzünden, und eine blaue Flamme bilden, die so lange dauert, als sie Rauch zu ihrem Unterhalte hat, das heißt, bis die Düte an der Flamme des Rauchs verbrannt ist.

Eine Feuerflamme aus einem Ey hervorzubringen.

Man blase das Weiße und den Dotter aus einem Ey heraus, lasse es trocknen, und fülle es hernach mit Schwefel, Salpeter und unge-

löschtem Kalke. Wird nun das Ey ins Wasser geworfen, so wird eine Flamme aus demselben hervorkommen.

Die Kunst, Vögel zahm zu machen, und sie mancherley Künste in kurzer Zeit zu lehren.

Es ist nicht allein ein angenehmes Schauspiel, abgerichtete Vögel zu sehen, die nach Art einiger Hunde und Affen allerley Kunststücke machen, sondern es hat auch wirklichen Nutzen, zu wissen, auf welche Art man die Vögel ihre Schwäche und die Herrschaft des Menschen über sie empfinden läßt. Wenn wir die Schwäche mehrerer Thiere so kennten, wir würden gewiß mehr Nutzen von ihnen ziehen. Jedermann weiß, wie viel Mühe und Fleiß man anwendet, die Singvögel zu einem künstlichen Gesange zu gewöhnen, und wie viel Zeit gewöhnlich damit zugebracht wird, wie man sie sorgfältig in dunklen Käfichen einsam aufbewahrt, und wie lange ihre Flatterhaftigkeit sie hindert, auf das aufmerksam zu seyn, was man sie lehren will. Jeder wird daher gerne einräumen, daß man seinen Endzweck weit leichter erreicht,

wenn man den Vogel vorher so zahm macht, daß er auf unsrem Finger, oder auf einem nahe vor uns liegenden Stocke ruhig und doch munter sitzt, und sich durch nichts scheu machen läßt. Unstreitig wird er dadurch auf das Vorgepfiffene aufmerksamer, und es in weit kürzerer Zeit nachsingen lernen, als wenn er sich selbst überlassen in seinem Käfiche herum flattert.

Vögel, die nicht zum Abrichten bestimmt sind, und uns nur durch ihren natürlichen Gesang vergnügen sollen, lassen ihn weit häufiger hören, wenn sie zahm gemacht sind, als wenn sie im Käfiche ihre natürliche Wildheit behaupten. Es gehören mehrere Tage, ja Wochen dazu, bis sie sich an die neben ihrem Behältnisse befindlichen Gegenstände gewöhnen, daß sie sich dadurch nicht irre machen lassen, und selten werden sie gegen die Veränderung des Orts, des Käfichs, oder der Personen, die mit ihnen umgehen, so gleichgültig seyn, daß sie sich nicht anfänglich wild bezeugten.

Nicht so wohl diesem Fehler abzuhelfen, als vielmehr, durch etwas Sonderbares die Verwunderung müßiger Zuschauer zu erregen, hat man auf Mittel gedacht, einen Vogel so zahm

zu machen, daß er alles mit sich anfangen läßt, was seinem Herrn einfallen kann. Es ist ganz artig anzusehen, wenn man z. B. einen Vogel auf den Tisch mit gestrecktem Kopfe oder Füßen auf den Rücken legt, so daß man ihn leicht für tod halten könnte, wenn man ihn sogar bey einem Fuße aufheben, und hängend herumtragen, oder auf einem kleinen Karren, oder gleich einem blessirten Soldaten auf einer kleinen Kanone liegend herumführen kann, ohne ein Zeichen des Lebens bey ihm wahrzunehmen. Wenn man eine Pistole neben ihm abschießen, oder Pulver dicht vor ihm anzünden kann, ohne ihn wild zu machen. Wenn man ihn in einer Schaukel sich auf mancherley Art wiegen, oder an einem Stocke mit einer Klaue hängend, oder den Stock mit beiden Füßen hinter dem Kopfe haltend, oder die Stuffen einer Leiter auf und ab steigend den Zuschauern zeigen kann, so muß es diese freilich in Verwunderung setzen, und die Frage veranlassen, wie man verfahren müsse, um den Vogel alles dieses zu lehren.

Wenn man diejenigen, welche ihre Vögel so abgerichtet haben, dahin bringen kann, daß sie es aufrichtig gestehen, wodurch sie die Vögel so

zahm gemacht haben, so erfährt man entweder, daß sie viel Zeit und Mühe darauf verwendet, oder sie mit betäubenden Mitteln, als Opium, Mennig, Alaun, dumm und träge gemacht haben. Die letztere Methode ist, wie jeder leicht einsieht, den Vögeln allemal schädlich, es verkürzt nicht nur ihr Leben, sondern benimmt ihnen auch die Munterkeit, und macht, daß sie wie Puppen sind, mit denen man machen kann, was man will, ohne einen Widerstand zu finden. Ich will davon gar nichts sagen, daß es grausam ist, einem unschuldigen Thierchen das Leben auf solche Art zu verkürzen, so verliehrt ja selbst das Spiel seine größte Schönheit dadurch, obgleich der Vogel, wenn er nur ein wenig von jenen Sachen verschluckt hat, so zahm, oder vielmehr vor Krankheit so dumm ist, daß er nicht mehr davon fliegt, wenn er gleich ganz frey getragen wird.

Damit man ihn aber nicht allein die gewünschten Künste lehren, sondern auch zum künstlichen Gesange abrichten kann, so folgt hier eine Methode, ihn gehörig zahm zu machen, ohne ihm jedoch von seiner Munterkeit etwas zu benehmen, und zu Ausübung seines natürlichen Gesangs unlustig zu machen.

Es kommt hiebey, der Erfahrung zu Folge, darauf an, daß man dem Vogel an beyden Flügeln die zwey äußersten Federn ausrauft, und darauf an einem Flügel von jeder langen Flügelfeder die breite Seite des Gefieders der Länge nach neben dem Kiele, jedoch ohne ihn im geringsten zu verletzen, wegschneidet. Auch die drey oder vier letzten und nächsten Flügelfedern am Leibe werden quer durchschnitten. Kurz, man schwächt ihm das Vermögen zu fliegen, ohne ihm Schmerz zu verursachen, oder sonderlich zu verunstalten. Wenn nun gleich der Vogel davon zu fliegen versucht, so kann er zwar noch fliegen, allein er fühlt, daß es ihm sauer wird, und man darf nur mit einer Hand über ihn kommen, so bückt er sich und läßt sich ergreifen. Zu den Kunststücken, die man ihn machen lassen will, ist alsdann nichts weiter nöthig, als daß man den auf dem Rükken liegenden Flügeln durch einen gelinden Druck nach oben eine solche Lage gibt, daß ihre Spitzen kreutzweis über einander liegen. Dieß gibt vermuthlich dem Vogel eine sonderbare unangenehme Empfindung, und macht ihn unfähig, sie sogleich zum Fliegen zu gebrauchen, weil der wildeste Vogel auf diese Art

auf dem Rücken liegen bleibt, wenn auch gleich jenes Ausraufen und Abschneiden der Federn nicht mit ihm vorgenommen worden ist. Mit einer Schwalbe, die in ein Zimmer flog, wurde dieses letztere versucht, und sie blieb, auf den Rücken gelegt eine geraume Zeit liegen. Das Sitzen in einem kleinen Becher fiel ihr um der langen Flügel willen beschwerlich, und das Halten eines Stockes mit den Füßen ging, wie man sich vorstellen kann, nicht von statten, weil die Schwalben gewöhnlich nicht auf Zweigen der Bäume ruhen. Mit einer Goldammer, die so eben gefangen und noch in keinem Käfiche gewesen war, mit einem Stieglitze und Kanarienvogel gelangen jene Versuche auf der Stelle, und es ist nicht zu zweiflen, daß es auch bey mehreren und größeren Vögeln gelingen sollte.

Doch werden die Vögel immer die besten und angenehmsten, die neben ihrer Flüchtigkeit zugleich eine gewisse Widerspenstigkeit durch ihr Beissen verrathen; diese bleiben bey ihren Arbeiten immer munter, da man mit andern bisweilen nichts ausrichten kann, weil sie mit Krämpfen oder Ohnmacht befallen werden, wenn man sie aufs Gestelle setzt. Man versi-

chert, daß diese Art, Vögel zu bezähmen, so weit benutzt worden sey, daß man sie Buchstaben und Farben unterscheiden gelehrt, und bey verschiedenen Bewegungen der Hände verschiedne Dinge zu bringen gewöhnt habe.

Einen Apfel von innen zu zerschneiden, daß wenn er geschält wird, er zerfällt.

Man nimmt eine feine Nadel und Faden und sticht in einem Apfel nahe unter der Schale hin, so lange als man kann, und zieht also den Faden durch, daß hinten noch etwas davon auffen bleibt. An dem Orte, wo man die Nadel heraus gezogen hat, sticht man wie zuvor aufs neue unter der Schale fort, und so weiter, bis man zum ersten Loche kommt, wo das Ende vom Faden heraushängt. Nun faßt man beyde Enden des Fadens zusammen, zieht sie an, und schneidet so den Apfel in zwey Stücke. Ist dieses geschehen, so wiederholt man dieses Verfahren noch einmal übers Kreutz, und auf diese Art kann man noch länger fortfahren, wenn man den Apfel in noch kleinere Stücke zerschneiden will. Wird nun die Schale abgelöst, so zerfällt der Apfel.

Eine Gans auf Einen Streich in vier Stücke zu zerhauen.

Wer diese Wette gewinnen will, darf nur eine Gans etliche Tage Hunger leiden lassen, sie dann auf einen Tisch setzen, und ihr Haber vorstreuen. Wenn sie nun den Hals krümmt, um zu fressen, so haue man geschwind mit einem scharfen Säbel zu, und man wird auf Einen Hieb die Füße und den Kopf vom Rumpfe abgesondert sehen.

Eyerschmalz in einer papiernen Pfanne zu machen.

Man mache aus starkem Papier eine viereckigte Pfanne, und bestreiche sie inwendig wohl mit Schmalz, dann lasse man andres Schmalz darin zergehen, und schlage nach Belieben Eyer darein. Hierauf legt man drey eiserne Stäbchen, oder andre unverbrennliche Instrumente über eine Kohlpfanne, um die papierne Pfanne darauf zu setzen. Man rührt die Eyer fleissig in dem Schmalze um, damit es nicht anbrennt, und so wird die Absicht mit Vergnügen erreicht werden.

Die Passauer Kunst, oder die Kunst, sich kugelfest zu machen.

In den abergläubischen Zeiten, die leider noch nicht ganz vorüber sind, erzählte man von diesem und jenem, daß er sich kugelfest, das heißt, gegen die tödliche Wirkung einer auf ihn abgeschossenen Kugel sicher machen könne. Diese Geschicklichkeit nannte man auch die Passauer Kunst. Heut zu Tage wird kein Vernünftiger solchen Fabeln Glauben beymessen.

Indessen geschieht es nicht selten, daß Betrüger herum ziehen, und die Probe an sich machen lassen, daß sie einer Kugel ihre Kraft benehmen können. Sie lassen eine geladene Flinte auf sich abschießen, ohne daß die Kugel eindringt. Sie geben vor, die Kugel durch Bewegungen mit dem Degen ausparirt und zerhauen zu haben. Es ist leicht einzusehen, daß Betrug dahinter stecke. Man macht eine künstliche Kugel, die bey dem Schusse zerstäubt. Der Betrüger hält aber eine andre wahre Bleykugel in der Hand, diese Kugel ist zerschnitten, und er läßt sie, sobald der Schuß geschieht, auf die Erde fallen.

Solche künstliche Kugeln werden auf folgende Art verfertigt. Man macht eine Masse aus geschmolzenem Zinn, oder Bley und Queckſilber. Diese läßt sich in Kugeln formen, nur darf man die Kugel nicht drücken, sondern muß sie, während man sie den Zuschauern zeigt, blos in der hohlen Hand halten, und alsdann in die Flinte oder Pistole laden. Wird nun diese Kugel abgeschossen, so zertheilt sie sich fast in Staub. Sie macht nicht einmal ein Loch in das Papier, welches man einige Schritte von dem Gewehr aufstellt. Indessen ist dabey doch viel Behutsamkeit nöthig. Denn nimmt man zu viel Zinn, oder Bley oder Pulver, so könnte großes Unglück daraus entstehen. Es ist auch nicht rathsam, einem der Zuschauer zu erlauben, die Kugel in das Gewehr zu laden, denn die Kugel könnte gegen eine andere vertauscht werden, und der Scherz ein trauriges Ende nehmen.

Es gibt noch eine andre, leichtere und weniger gefährliche Art, diesen Versuch zu machen. Man thut nemlich auf eine gewöhnliche Pulverladung eine hohl geblasene Glaskugel, die mit einem Amalgama von Bley und Queckſilber dünne ausgegossen worden, und folglich

einer wahren Bleykugel sehr ähnlich ist. Während des Ladens verstoßt man diese Kugel vermittelst des eisernen Ladestocks zu ganz kleinen Stückchen, und dann kann man ohne Gefahr schießen lassen.

Eine andre Methode, wie man eine wahre Bleykugel unwirksam machen könnte, ist folgende: Man nimmt ein halb Loth Schießpulver, davon ladet man ein halb Quentchen ein, setzt die Kugel mit dem Vorschlage von Papier auf, schüttet das übrige Pulver auf die Kugel, und schießt. Die Kugel macht keinen Eindruck auf ein Brett. Die Pfanne bekommt besondres Pulver. Nur wird jeder so vorsichtig seyn, daß er erst eine Menge Versuche mit allen Arten von Schießpulver anstellt, ehe er es wagt, sich vor den Schuß zu stellen. Denn der Salpeter ist nicht immer in gleicher Proportion unter das Pulver gemengt, oder gleich gereinigt. Wenn er diese Vorsicht unterließe, könnte es ihm leicht wie jenem ergehen, der in Gegenwart des Grosherzogs von Florenz dieses Kunststück machte, aber mit durchschossenen Hintertheilen, unter großem Gelächter der Zuschauer, sich entfernen mußte.

Stahre in einer Fischreuse zu fangen.

Man nimmt eine große Fischreuse, wie sie die Fischer gebrauchen, mit einem ziemlich engen Loche, damit die Vögel, wenn sie einmal hinein gekommen sind, nicht sogleich wieder heraus können. Diese Reuse setzt man auf einen Baum, worauf sich Stahre aufzuhalten pflegen, bindet sie nach der Länge an, und legt auf den Boden derselben ein Brettchen, mit Haber und Hanfkörnern bestreut. Darauf sind die Stahren sehr begierig, sie werden häufig durch das enge Loch kriechen, und sich darin herumbeißen. So kann man oft ein ganzes Schock auf einmal fangen.

Eine Krähe durch die andre fangen zu lassen.

Man nimmt zwey Pflöckchen, schlägt sie in die Erde, und bindet eine lebendige Krähe so an die Pflöckchen, daß sie auf den Rücken zu liegen kommt. Sie wird in dieser Lage ein entsetzliches Geschrey erheben, und wenn dieses die andern hören, so kommen sie, ihr zu helfen. Nähert sich eine, so ergreift sie die gebundene

Krähe mit den Klauen, und hält ihre Retterinn so fest, daß man sie erhaschen kann.

Kleine Vögel so matt zu machen, daß man sie leicht fangen kann.

Lade eine gewöhnliche Pulverladung in eine Vogelflinte, darauf setze ein trockenes Papier, auf dieses aber noch ein andres, das mit Oel getränkt, oder mit Fett bestrichen ist, auf dieses wieder ein trocknes. Dann fülle das Rohr mit Wasser, und verstopfe es oben wieder mit Papier. Wenn man damit in ein Gesträuch schießt, worin sich Vögel aufhalten, so werden sie ganz matt, und fallen nieder, daß man sie bequem mit den Händen ergreifen kann.

Der lustige Rabenfang.

Man macht etliche kleine Düten von Papier, bestreicht sie von innen ganz mit Vogelleim, und steckt ein Stückchen Fleisch in den Boden der Düte. Legt man diese hin und wieder auf dem Felde herum, wo sich Raben aufzuhalten pflegen, so steckt der Rabe begierig den Kopf in die Düte, und bringt ihn nicht mehr heraus.

Das gestorbene und wieder lebendig gemachte Küchlein.

Der Taschenspieler hatte zwey Eyer auf dem Tische liegen, von welchen er einen aus der Gesellschaft eines wählen ließ. Dieses brach er entzwey, und es kam ein lebendiges Küchlein heraus. Er gab es einem Frauenzimmer in die Hand, und plötzlich war es tod. Nun nahm er es wieder, legt es einen Augenblick auf den Tisch unter ein Glas, hob dann das Glas wieder auf, und der Vogel lief herum.

Die Anweisung, dieses sehr auffallende Kunststück nachzuahmen, lautet so: Man macht zwey Eyer leer, nimmt von jeder Eyerschale die grössere Hälfte, verbindet sie vermittelst eines schmalen Papierstreifes, den man wie einen Gürtel herum leimt. So zusammengesetzt stellen diese zwey Schalen ein Ey vor, das ein Junges in sich fassen kann, und man darf nur durch ein kleines Loch dafür sorgen, daß es Athem holen kann. Indem man nun das Junge einer Person in die Hand gibt, tödet man es durch einen Druck. Darauf legt man es unter das Glas auf dem Tische, in welchem eine Klappe

angebracht ist, und der Gehülfe unterschiebt schnell ein Lebendiges.

Damit das Spiel nicht fehl schlägt, muß entweder in beyden Eyern, die auf dem Tische liegen, ein Junges versteckt seyn, oder man muß das Ey, welches kein Küchlein enthält, auf die Seite dessen legen, welchem man wählen läßt. Weil er noch keinen Begrif vom Spiele hat, so wählt er natürlich das zunächst liegende, dieses zerbricht man, und zeigt, daß es ein frisches natürliches Ey ist. Mit dem andern verhält sichs noch eben so, sagt hierauf der Taschenspieler, aber es kostet mich nur ein Wort, um ein Küchlein, oder eine junge Ratte daraus hervor kommen zu lassen; welches von beyden Thieren wünschen sie zu sehen? Die Stimme der Frauenzimmer entscheidet ganz natürlich für das Küchlein.

Der Lichterfresser.

Als der Taschenspieler das vorige Kunststück geendet hatte, erschien sein Bedienter, als Harlekin, und wollte die Lichter putzen. Er verlöschte einige, zog dann ein kleines Lichtstümpchen heraus, zündete es an, löschte es wieder aus,

aus, steckte es in den Mund, und fraß es. Dieses wiederholte er einigemal. Die Gesellschaft bemerkte es, und es fragte ihn einer, ob dieß seine gewöhnliche Nahrung sey? O ja, erwiederte er, und ich bin recht wohl damit zufrieden, obgleich der Docht mir zuweilen Ungelegenheiten macht.

Daß es keine Talglichter wären, was der Mensch aß, läßt sich leicht begreifen. Er hatte einen Apfel nach der Form eines Lichtstümpchens geschnitten, und oben statt des Dochts ein Stückchen Nuß befestigt, welches so gut als Baumwolle brannte.

Wie man glühende Kohlen auf ein Tuch legen kann, ohne es zu beschädigen.

Nimm einen zinnernen Löffel, oder eine runde Tabaksdose, spanne darüber ein Schnupftuch, so stark als möglich, lege darauf brennende Kohlen, und blase sie an, so wird das Tuch doch nicht verbrennen. Oder man nimmt einen zinnernen Teller mit Wasser gefüllt, zieht ein Tuch darüber, und es wird ebenfalls ohne Schaden geschehen.

Ein Licht in umgewandter Hand zu halten, ohne sich zu beschädigen.

Man nimmt ein brennendes Licht zwischen den Gold- und Mittel-Finger, so daß das Innere der Hand über sich steht, dann kehrt man die Hand um, daß sie vollkommen über der Lichtflamme steht.

Wenn nun die Hand stille hielte, so würde man sich gewiß verbrennen, um aber dieses zu verhindern, muß man sie beständig bewegen. Dadurch kann die Flamme nicht in die Höhe steigen, und auch ihre Wirkung nicht äußern.

Das Zaubergemälde.

Man nimmt zwey gleiche Stücke Spiegelglas, ungefähr in der Größe eines Oktavblatts, und legt sie so aufeinander, daß sie eines starken Messerrückens dick gleich weit von einander abstehen. Dieß wird dadurch am leichtesten bewirkt, wenn an den vier Ecken der Glastafeln, oder noch besser, auf allen vier Seiten ein schmaler Streif gleich dicker Pappe aufgeleimt, und dadurch genau mit einander verbunden werden. Ueberdieß bestreicht man die Gläser am Rande sehr sorgfältig mit einem Kütt

aus Kalk und Eyweiß. Endlich wird die Einfassung noch mit vier Streifen fester Blase oder Pergaments überzogen. Am obern Theile des Glases aber wird eine kleine Oeffnung übrig gelassen, um nachfolgende Mischung im flüßigen Zustande zwischen beyde Tafeln zu bringen.

Man läßt über einem gelinden Feuer in einem kleinen irdenen Geschirre ein Loth weißes Wachs mit acht Loth gereinigtem ausgeschmolzenen Schweineschmeer zusammen schmelzen. Wenn diese Mischung wieder etwas abgekühlt ist, füllt man damit den ganzen Raum zwischen den beyden Tafeln durch das offen gelassene Loch, welches hierauf aufs beste verschlossen wird. Nun reinigt und trocknet man die Gläser auf beyden Seiten wohl ab, und hält die Tafeln zur Probe an das Feuer, um zu sehen, ob etwas herauslaufe, und in diesem Falle noch abhelfen zu können.

Wenn dieß geschehen ist, legt man auf die untere Seite des Glases einen Kupferstich von der Größe des Spiegels. Am besten ist es, wenn dieser Kupferstich nur einen einzelnen mit lebhaften Farben gemalten Gegenstand vorstellt.

Das Glas wird in einen Rahmen gebracht, und hinten mit einem befestigten Brettchen verwahrt.

So lange die Tafel nicht erwärmt wird, so lange kann das Gemälde, um der zwischen den Gläsern befindlichen geronnenen Materie willen nicht gesehen werden. Hält man sie aber ans Feuer, oder hängt sie in die Nähe eines warmen Ofens, so wird die Vermischung flüßig, und ganz durchsichtig, so daß der Kupferstich ganz deutlich gesehen werden kann. Sobald aber jene Flüßigkeit wieder erkaltet, so verschwindet auch der Gegenstand wieder. Man kann die Belustigung, so oft man will, wiederholen.

Einen Pfennig so in die Hand zu legen, daß ein andrer ihn nicht mit einer Bürste herauskehren kann.

Man macht die Hand ganz flach, legt mitten darein einen Pfennig, gibt jemanden eine Bürste, und heißt ihn, denselben aus der Hand kehren. Er mag sich noch so sehr bemühen, es zu thun, so wird es ihm doch nicht gelingen.

Einen Apfel ohne Schaden in einem Tuche zu zerschneiden.

Man nimmt einen nicht allzuharten Apfel, wickelt ihn etwas nachgelassen in eine Serviette oder ein andres Tuch; schneidet hierauf mit einem Messer, dessen Schneide nicht sehr scharf ist, rund um den Apfel; so wird man ihn zerschneiden, ohne dem Tuche Schaden zuzufügen.

Eine Münze aus dem Wasser zu nehmen, ohne die Finger naß zu machen.

Man legt die Münze in einen Becher, füllt ihn zur Hälfte mit Wasser an, und streut so viel semen lycopodii darauf, daß die Oberfläche ganz damit bedeckt ist. Nun fahre mit der Hand durchs Wasser hinab, und nimm die Münze herauf. Zwar werden die Finger von dem semen lycopodii vollhängen, aber das Wasser hängt sich nicht daran.

Zu machen, daß ein Ring, der in eine Pistole geladen wurde, im Schnabel einer Taube in einer versiegelten Schachtel gefunden werde.

Man bittet eine Person, ihren Ring in eine Pistole, welche man hernach von einem Zuschauer laden läßt, zu thun. Man zeigt der Gesellschaft eine leere Schachtel, läßt sie durch einen Dritten zumachen, ein Band darum binden, und sein Petschaft darauf drücken. Die Schachtel wird alsdann auf den Tisch gesetzt, damit sie der Gesellschaft stets in den Augen bleibt. Ist nun die Pistole losgeschossen, und und die Schachtel wird geöffnet, so sieht man eine Turteltaube, welche denselben Ring, den man in die Pistole geladen hatte, in dem Schnabel trägt.

Dieses wirklich sehr auffallende und unterhaltende Kunststück wird auf folgende Art gemacht.

Unter dem Vorwande, zu zeigen, wie man die Pistole behandlen müsse, nimmt sie der Künstler, nachdem der Ring schon darin ist, in die Hand, und benützt diese Gelegenheit, ein Loch,

welches unter dem Lauf ist, nahe an der Oeffnung zu öffnen. Dadurch bringt er den Ring, der ihm kraft seiner Schwere in die Hand fällt, weg. Auf die Oeffnung schiebt er eine Art eisernen Rings, und befestigt ihn da, damit man nichts sieht. Nun bittet er jemanden, Pulver und Papier in die Pistole zu thun, und während dieser Zeit gibt er den Ring unbemerkt seinem versteckten Gehülfen. Dieser steckt ihn in den Schnabel einer zahmen Turteltaube, greift in den Tisch, der bey dem Verschlage steht, worin er sich aufhält, öffnet die Klappe, und bringt die Taube in die Schachtel, deren Boden sich heimlich öffnet. Das versiegelte Band, das um die Schachtel gebunden ist, hindert es nicht, sie aufzumachen, weil sich nur die Hälfte des Bodens öffnet, und man dafür gesorgt hat, daß das Band nur einmal, nicht übers Kreutz, herumgeschlagen wurde.

Die Anweisung, eine solche Schachtel zu verfertigen, übergehe ich, weil es zu weitschweifig werden würde, und weil es nicht leicht einen Schreiner gibt, der die Kunst, eine solche zu verfertigen, nicht verstünde.

Um dieses Spiel für diejenige, welche den Verdacht haben, als brächte man den Ring

heimlich weg, unbegreiflicher zu machen, muß man es gedoppelt einrichten, d. h., man muß einem aus der Gesellschaft eine zweyte Pistole geben, von der man erst alle Stücke aus einander legt, um zu zeigen, daß in dem Laufe keine Oefnung ist, wodurch der Ring weggebracht werden könnte. In diese zweyte Pistole ladet man einen Ring, den einer, mit welchem man sich versteht, hergegeben hat, und wovon man dem Gehülfen einen ähnlichen zusteckt. Auf diese Art werden die Zweifel zerstreut, welche bey dem ersten Versuche hie und da aufgestiegen seyn könnten.

Einen Baumast mitten im Winter schnell zur Blüthe und Frucht zu bringen.

Man säge, im Dezember, Januar oder Februar einen langen und dicken Ast von einem Baume an einem hellen kalten Tage Mittags im Sonnenscheine ab, lasse den Ast zwey Stunden lang im fliessenden Wasser liegen, damit das Wasser den Frost aus der Rinde ziehe, und die Schalen der Knospen erweiche. Hierauf bringt man den Ast in eine erwärmte Stube, und richtet ihn in einem Gefäße mit Wasser in

die Höhe. In das Wasser wird ungelöschter Kalk geworfen, und zwölf Stunden darin liegen gelassen. Nach dieser Zeit nimmt man ihn heraus, und gießt frisches Wasser dazu, damit der Trieb nicht zu stark wird. Um das Wasser vor Fäulniß zu bewahren, schütter man so viel Vitriol darein, als man für 3 Pfennige verkauft.

Das artigste dabey ist, daß die Blüthe eher, als die Blätter heraus kommen. Will man den Trieb mäßigen, so läßt man den Kalk weg, und verfährt übrigens nach der obigen Vorschrift; in diesem Falle erscheinen die Blätter vor der Blüthe. Wirft man aber frischen Kalk nach, so erscheinen die Blüthen in 24 Stunden, und nachher Früchte und Blätter. Dieser Versuch kann mit Pfirsichen, Kirschen- Mandel- Birnbäumen angestellt werden.

Der vegetirende Trieb des Kalks ist so stark, daß man einen Birnbaum, der um Johannis ganz und gar von Raupen entblättert war, und um dessen Stamm Kalk mit Küchensalz zusammengeschmelzt gelegt, und begossen wurde, nicht nur zu neuem Laube brachte, sondern auch an seinen Aesten die Stacheln der wilden Natur heraustrieb. Es lassen sich auch

ganze Bäume in ihrem Boden im Winter blühend machen, wenn man ihre Wurzeln umgräbt, ungelöschten Kalk in die Grube legt, und das Loch mit der vorigen Erde bedeckt. Der Baum blüht auch wirklich nach zwey oder drey Tagen, aber für dieses Vergnügen stirbt er auch ab.

Der abgeschnittene Ast, wovon oben gesagt wurde, erhält zwar seine Früchte in der Stube, wie in einem Treibhause, einige Monathe grün, und wachsend, aber zur Reife bringt er sie nicht. Es wäre dieß auch wirklich von einem Aste zu viel gefodert.

Einen Teller, worauf ein Ey liegt, so wegzuschlagen, daß das Ey unbeschädigt in ein darunter stehendes Glas fällt.

Man stellt ein Bierglas, welches mehr als die Hälfte mit Wasser gefüllt ist, auf den Tisch. Darauf legt man einen glatten hölzernen Teller, und mitten darauf, gerade über das Glas setzt man ein zusammen gerolltes Kartenblatt, und auf dieses setzt man das Ey. Jetzt faßt man mit der linken Hand das Glas, und gibt mit der rechten Hand einen geschwinden Schlag

seitwärts an den Teller. Dadurch wird dieser samt dem Kartenblatt unter dem Ey wegfliegen, und dieses unbeschädigt in das Wasser fallen.

Einen Stab, der auf zwey Gläsern liegt, zu zerschlagen, ohne diesen zu schaden.

Man setzt zwey mit Wasser gefüllte Trinkgläser von gleicher Höhe auf zwey nahe beysammen stehende Tische oder Stühle, die ebenfalls gleich hoch sind. Ueber die Gläser wird ein Stab, welcher aber sehr dürr und brüchig seyn muß, so gelegt, daß er die Gläser nur auf Einer Seite berührt. Dann führt man mit einem Stocke einen schnellen Schlag auf die Mitte des quer liegenden Stabes, und er wird ohne die mindeste Verletzung der Gläser entzwey springen.

Der nemliche Versuch kann auch auf folgende Art angestellt werden: Zwey Personen stehen gegen einander über, jede hält einen festen Strohhalm in beyden Händen, darauf legt man ebenfalls quer einen solchen Stab, und schlägt mit einem andern auf dessen Mitte. Auch auf diese Weise wird der Stock ohne Verletzung der Strohhalme zerschlagen werden.

Eyerkuchen in einem Hute zu machen.

Man nimmt aus einem gewöhnlichen Hute das Futter heraus, und setzt einen doppelten Boden von weißem Bleche in denselben, der den Boden und die Seiten des Huts ausfüllt. Auf diesen blechernen Boden wird ein andres rundes Stück Blech gesetzt, und auf einen halben Zoll von dem erstern entfernt angelöthet. Auf der Seite läßt man an diesem eine Oeffnung, die 3 bis 4 Zoll lang, und eine Linie breit ist, damit die Flüßigkeiten, welche darauf geschüttet werden, ablaufen können, so bald man den Hut auf die Seite neigt.

Dieß alles wird mit dem gewöhnlichen Hutfutter gut bedeckt, damit niemand die Unterlage von Blech gewahr werden kann.

Wird nun etwas flüßiges in den Hut gegossen, und der Hut auf diejenige Seite gehalten, die der darein gemachten Oeffnung gegenüber ist, so wird es auf dem Bleche bleiben. Wird aber der Hut auf die Seite des Lochs geneigt, so läuft die Flüßigkeit ab, und es bleibt nichts mehr zu sehen.

Wenn man nun das Kunststück machen will, so versieht man sich zuvor mit einem kleinen

Eyerkuchen, welchen man zusammengerollt in die Tasche steckt. Hierauf nimmt man den Hut, schlägt ein oder zwey Eyer auf einen Teller, zerrührt sie, und schüttet sie dann in den Hut, den man ein wenig auf die Seite neigt, wo die Eyer nicht verlaufen können. Man gießt sie hierauf wieder in den Teller, und von da noch einmal in den Hut, damit die Zuschauer um so weniger auf den Gedanken kommen, daß die Eyer inwendig ablaufen können. Darauf hält man den Hut über ein brennendes Licht, als ob man die Eyer jetzt kochen wollte. Alsdann neigt man den Hut, und läßt die Eyer ablaufen. Endlich stellt man sich, als ob man Salz aus der Tasche holen wollte, um das Backwerk zu würzen, bringt heimlich den Eyerkuchen in den Hut, und wirft ihn dann auf den Teller.

Das Finkenstechen.

Dieser Fang ist im April, wann die Finken in die Stände treten, anzustellen. Denn wo ein Finke seinen Stand genommen, da leidet er keinen andern neben sich, sondern beißt und sticht ihn weg, wenn er ihn gewahr wird. Man macht es daher auf folgende Art:

Unter dem Baume, worauf ein solcher Fink schlägt, läßt man ein andres Männchen laufen, welches nur finket. Man bindet ihm ein dünnes Stäbchen von Birkenreis, dessen zwey äusserste Enden mit Vogelleim beschmiert sind, in die Flügel. Wenn ihn nun der Standfink sieht, und sein Finken hört, so fährt er plötzlich auf ihn herab, und will ihn stechen. Er bleibt aber an dem mit Vogelleim bestrichenen Stäbchen hangen, und wird gefangen.

Wie man das Hemd ausziehen könne, ohne ein Kleidungsstück abzulegen.

Wenn man mit jemanden die Wette anstellen will, daß man sein Hemd ausziehen wolle, ohne es zu zerreissen, noch Weste und Rock abzulegen, so muß man sich schon vorher darauf vorbereitet haben, denn ohne dieses würde man es immer verliehren. Die Vorbereitung aber geschieht auf folgende Art:

Man legt nemlich das ganze Hemd ausgebreitet auf die Brust, befestigt es oben am Halse wie gewöhnlich, die Ermel aber werden doppelt über die Arme gelegt, und vorn an der Hand eben so zugeknöpft, als wenn sie ordent-

lich angezogen worden wären. Hierauf zieht man Weste und Rock über das nur auf der vorderen Hälfte des Körpers liegende Hemd, so daß man so wohl am Hals als Händen das Hemd sieht, und glaubt, es sey auf gewöhnliche Weise angezogen.

Soll nun die Probe abgelegt werden, so bindet man erst das Hemd am Halse auf, und macht die Knöpfe an den Händen los. Dann wird man leicht einen Ermel nach dem andern zurückziehen, und wenn dieses geschehen ist, das ganze Hemd von der Brust wegziehen können.

Eine bemerkte und verbrannte Karte in einer Taschenuhr finden zu lassen.

Man hält zuerst ein gewöhnliches Kartenspiel in der Hand, und zeigt dieses den Zuschauern; darauf aber verwechselt man es schnell mit einem andern, das nur aus einerley Blättern, z. B. aus lauter Herzkönigen besteht. Aus diesem Spiele läßt man eine Karte ziehen, bittet sich darauf von der Gesellschaft eine, oder um das Kunststück noch größer zu machen, drey Taschenuhren aus, und läßt sie von einem Zuschauer in Papier wickeln. Die Uhren werden

auf den Tisch gelegt, und mit einer Serviette bedeckt.

Nun läßt man die gewählte Karte verbrennen, und sammelt die Asche davon in ein Kästchen. Gleich darauf wird das Kästchen geöffnet, und die Asche ist verschwunden. Die Uhr wird auf einen Teller gelegt, und wenn man drey genommen hat, so läßt man eine davon wählen. Der Zuschauer macht die Uhr auf, und findet unter dem Glase ein Stück von der verbrannten Karte, und inwendig im Uhrgehäuse unter der sammt- oder seidenen Unterlage die Karte im Kleinen, welche verbrannt wurde.

Dieß geht auf folgende Art zu: Der verborgene Gehülfe weiß die Karte schon voraus, welche gezogen wird, weil das ganze Spiel aus einerley Blättern besteht, und hat die kleine Abbildung davon auch schon bey der Hand. Die Uhren werden auf eine kleine Klappe gelegt, welche im Tische angebracht ist. Der Gehülfe greift in den Tisch, holt eine von den Uhren heraus, und legt das Blättchen hinein. Die Uhren müssen aber mit einer Serviette, welche über eine Bouteille oder über andre erhöhte Dinge gelegt ist, bedeckt seyn, denn sonst würde

man

man die Hand des Gehülfen, und eine Bewegung der Serviette bemerken.

Diese Uhr hält man einem aus der Gesellschaft auf einem Teller vor, und wenn es drey sind, so legt man diejenige vor ihn, worin sich die kleine Karte befindet, und welche dadurch kenntlich ist, daß von dem Papier, worein sie gewickelt wurde, etwas abgerissen ist. Wäre der Zuschauer so listig, daß er die Uhr, die ihm am nächsten liegt, nicht annehmen wollte, so mischt man die Uhren, unter dem Vorwande, das Spiel zu verschönern, unter einander, und bietet den Teller einem andern dar, von dessen Miene weniger List zu fürchten ist. Wird aber das Kunststück nur mit Einer Uhr gemacht, so fällt diese Schwierigkeit ganz weg.

Was endlich die Kunst betrift, die Asche der verbrannten Karte in dem Kästchen verschwinden zu lassen, so besteht sie darin. Man legt ein Stückchen Holz oder Pappe in den Deckel, welches ihn gerade ausfüllt, und auf den Boden des Kästchens fällt, wenn der Deckel zugeschlagen wird. Da nun das Stückchen Holz oder Pappe die nemliche Farbe hat, wie das innere des Kästchens, so macht es einen zwey-

ten unbemerkbaren Boden, und verdeckt die Asche vor dem Auge des Zuschauers. Dieser geräth in Versuchung, zu glauben, die Asche sey verschwunden, um sich in die kleinere Karte, die er in der Uhr finden wird, zu verwandeln.

Hunde zu Aufsuchung der Diebe abzurichten.

Die Engländer wählen hiezu junge Hunde von einer großen und starken Art. Wenn sie das Alter erreicht haben, in welchem man sie sonst aufs Jagen abrichtet, so führt man sie an solche Orte, wo Geld, Silbergeschirr und dergleichen Dinge liegen, welchen die Diebe nachstellen. Diese Sachen bestreicht man mit einer stark riechenden Materie, als Fleisch, Speck, Käse u. s. w. Mit der nemlichen Materie bestreicht eine Person ihre Schuhsohlen, und geht mit dem Geldbeutel ꝛc. nicht gar weit fort. Wenn nun der Hund die Stelle berochen hat, und den nemlichen Geruch auch an den Fußstapfen spürt, so führt man ihn genau auf der Spur fort, bis er die Person findet, die man zum Abrichten gebraucht. Alsdann führt man den Hund wieder an den nemlichen

Ort zurück, liebkoset ihm, und gibt ihm etwas Angenehmes zu fressen.

Auf die nemliche Art verfährt man mit weniger stark riechenden Dingen noch oft, bis man endlich nichts riechendes mehr gebraucht, sondern nur einen Menschen, der erhitzt ist und stark schwitzt, und dessen Geruch dem Hunde leicht empfindlich ist, dazu gebraucht. Dieser entfernt sich nach und nach immer weiter, bis endlich der Hund auch die schwächste Spur verfolgen kann.

Wo nun ein Diebstahl geschehen ist, dahin führt man den Hund. Dieser ist schon gewöhnt, der Spur eines schwitzenden Menschen nachzufolgen, er wird also hier losgelassen, und er verfolgt den Dieb so genau, daß, wenn es nicht entzwischen geregnet hat, er ihn nicht leicht verfehlt. Die Leute, welche dergleichen Hunde halten, pflegen sie sorgfältig in Acht zu nehmen, ihnen immer die nemliche und geringe Speise zu geben, und sie meistens an demselben Orte zu lassen, damit ihr Geruch nicht verdorben wird.

Mitten im Sommer einen Becher von Eis zu machen.

Wenn es im Sommer hagelt, so nehme man einen glatten silbernen oder zinnernen Becher, thue Hagelkörner und Salz darein, setze ihn in einen Topf voll warmen Wassers, und rühre Salz und Hagel wohl unter einander. Während dieß geschieht, setzt sich das Eis von aussen rund um den Becher, und zwar so dick, daß man bequem daraus trinken kann, wenn man die Eisrinde von dem metallenen Becher absondert.

Eine kleine Fahne von Papier, die sich selbst dreht, zu machen.

Man schneidet eine kleine Flagge aus Papier, und befestigt sie an einer Spitze von Haber. Sobald man sie in einen aufgeschnittenen frischen Apfel steckt, wird sie sich herum drehen.

Ein Zeichen oder Wort, das auf ein Papier geschrieben und mit demselben verbrannt wird, auf der Hand erscheinen zu lassen.

Wenn man die Absicht hat, dieses Kunststück

jemanden zu zeigen, so muß man sich dazu vorbereitet haben. Man schreibt nemlich in die linke Hand mit einer neuen Feder in weichen Lackfirniß getaucht, ein beliebiges Zeichen, Buchstaben oder Wort, und läßt es so weit abtrocknen, daß es nicht mehr ausgewischt werden kann. Will man nun davon Gebrauch machen, so schreibt man mit Dinte auf Papier ebendasselbe Zeichen oder Wort in gleicher Größe und mit gleichen Zügen, läßt es trocken werden, und gibt das Geschriebene einem andern mit der Bitte, es zu verbrennen. Ist dieses geschehen, so fodert man die Asche davon zurück, und reibt damit die Stelle auf der Hand, wo die unsichtbaren Buchstaben sind. Es wird so viel Asche daran hängen bleiben, daß man das Verborgene deutlich wird sehen können.

Eine Taube durch einen Degenstoß zu tödten, den man ihrem Schatten gibt.

Man nennt dieses Kunststück Theophrastus Paracelsus, weil unter den vielen Fabeln, die man von diesem Manne erzählt, auch diese ist, daß er Menschen habe tödten können, wenn er mit einem Degen auf ihr Portrait gestoßen ha-

be. Daß es ein Märchen ist, versteht sich von selbst. Indessen machte ein Taschenspieler, der jene Fabel als wahre Geschichte erzählte, eine Probe mit einer Taube, womit er die Wahrheit seiner Erzählung beweisen wollte. Er band ein doppeltes, ausgespanntes Band, welches von zwey Säulen getragen wurde, um den Hals einer Taube. Nun ging er von ihr weg, heftete einen Kupferstich, der eine Taube vorstellte, an die Wand, stach mit dem Degen darein, und in dem nemlichen Augenblicke fiel der Kopf der Taube herab.

Ein Zuschauer, der nicht, wie die übrigen, gedankenlos dastand, und das Wunderwerk anstaunte, untersuchte die Sache, und seine Erklärung ist folgende: Die beyden Bänder, wodurch die Taube gehalten wird, verbergen eine kleine stählerne sehr scharfe Klinge, die wie eine Sichel gestaltet ist. Diese Klinge ist an einen seidnen Faden gebunden, der zwischen den Bändern durch in eine der beyden Säulen geht, und welchen der Gehülfe in der Hand hält. Der Hals der Taube ist durch einen seidnen Ring fest gemacht, damit sie ihn weder vor- noch rückwärts bewegen kann. Wenn nun der Künstler den Degen zieht, und sticht, so gibt er

durch einen Stoß des Fußes gegen die Erde dem Gehülfen ein Zeichen. Dieser zieht den Faden, und die Sichel, welche um den Hals der Taube geht, schneidet ihr in eben dem Augenblicke den Kopf ab.

Eisen auf Wasser schwimmen zu lassen.

Es weiß jedermann, daß das Wasser Widerstand leistet, ungeachtet es wenig zusammenhängt. Ein auf die Oberfläche eines Sees geworfener Stein sinkt nicht sogleich unter, sondern schlägt erst einige mal an. Eben so bekannt ist es, daß das Wasser auf der Oberfläche mehr Zusammenhang hat, denn wenn man mit der Hand darauf schlägt, so fühlt man immer einigen Schmerz. Wenn man daher eine trockne Nähnadel behutsam der Länge nach auf das Wasser legt, so sinkt sie nicht unter, sondern schwimmt.

Einen Ring vom rechten Ohr an das linke zu bringen, obgleich die Hände auf den Rücken gebunden sind.

Um dieses Kunststück zu machen, muß man Rock und Weste ausziehen, und sich die Hände

auf den Rücken binden lassen. Dann läßt man sich einen Ring an das rechte Ohr hängen, und entfernt sich an einen Ort, wo man nicht bemerkt werden kann. Hier hängt man sich mit dem Oberleibe zurück, und zwingt zuerst den Hintern, dann den rechten, und zuletzt den linken Fuß durch die Arme. Ist dieses geschehen, so hat man die Hände vor sich, und ob sie gleich gebunden sind, so ist es doch nicht schwer, den Ring vom rechten Ohr an das linke zu bringen. Hat man dieses gethan, so werden die Füße wieder durch die Arme gesteckt, damit sie, wie zuvor, wieder auf den Rücken zu liegen kommen. — Einem großen schwerfälligen Menschen wird diese Kunst freilich nicht ausführbar seyn, und ein zu festes Binden der Hände erschwert es auch dem Geschmeidigeren.

Aus Wachs und Wasser in einer Minute eine feine Pomade zu machen.

In einen irdenen glasurten, aber noch ganz neuen Topf schüttet man sechs Unzen Fluß- oder auch Brunnenwasser, zwey Unzen gutes weißes Jungfernwachs, und so viel Sal tart. als man mit zwey Fingern fassen kann. Um

das Kunststück zu verbergen, macht man aus dem Wachs eine kleine Rolle, worein man das Sal tart. steckt. Diese Vermischung wird dann ans Feuer gesetzt, und so bald es anfängt, heiß zu werden, rührt man es mit einem Stückchen Holz um. So wie nun das Wachs schmelzt, so vereinigt es sich. Die daraus entstehende Pomade kann man mehr oder weniger flüßig machen, je nachdem man sie längere oder kürzere Zeit über dem Feuer läßt. Die Pomade wird weiß, wie Schnee, und soll eine sehr gute Schminke seyn.

Listige Entdeckung eines Diebstahls.

Einem klugen Mann wurde einst ein silberner Becher entwendet, und es konnte nur eine Person in dem Hause das Verbrechen begangen haben. Sein Verdacht fiel auf einen Bedienten, dessen ausschweifende Lebensart ihn zu dieser Vermuthung berechtigte. Doch war es bis jetzt nur Vermuthung, und er durfte und wollte ihm ohne wichtigere Gründe keinen Vorwurf darüber machen. Um auf die Wahrheit zu kommen, gebrauchte er folgende List:

Er ließ sein Hausgesinde zusammen rufen,

erinnerte sie in Güte an die Treue, die sie ihrem Herrn schuldig wären, und gab ihnen die Versicherung, daß, wenn einer von ihnen aus Leichtsinn sich dieses Vergehens schuldig gemacht hätte, es bereue, und den Becher wieder zurück gäbe, sein Name verschwiegen bleiben, und weiter keine Ahndung nachfolgen solle. Damit entließ er sie.

Er wartete einige Tage, und es erschien weder Thäter noch Becher. Nun setzte er einen kupfernen Kessel, der voll Ruß war, umgekehrt in den Keller, ließ das Gesinde wieder zusammen kommen, und erklärte, daß, da seine Güte nichts ausgerichtet habe, er sich leider genöthigt sehe, zur Zauberey seine Zuflucht zu nehmen, um den Verbrecher zu entdecken. Er machte ihnen bekannt, daß unten im Keller neben der letzten Stuffe linker Hand ein beschworner Zauberkessel stehe. Einer nach dem andern sollte nun von ihnen in den Keller gehen, und mit beyden Händen über den Boden des Kessels streichen, hierauf die Hände plötzlich in die Rocktaschen stecken, und sie bey Gefahr eines schweren Unglücks nicht eher wieder herausziehen, bis er es ihm befehle, und der

Zauber gelöst sey. Das Merkmal des Thäters werde daran zu erkennen seyn, daß seine Hände ganz schwarz hervorkommen, die Hände der Unschuldigen aber weiß bleiben werden.

Nun ging einer nach dem andern in den Keller. Die Unschuldigen fuhren ohne Furcht mit beyden Händen stark über den Boden des Kessels, der Schuldige aber schlich am Kessel vorbey, ohne ihn anzurühren, weil er auf diese Art seine Hände am sichersten vor Ruß zu bewahren hoffte. Als nun alle mit den Händen in der Tasche sich im Zimmer ihres Herrn wieder versammelt hatten, so befahl er ihnen, die Hände zu zeigen. Alle hatten berußte Hände, den Thäter allein ausgenommen. Dieses Zeichen seines bösen Gewissens war dem Herrn hinlänglich, in ihm den Dieb zu erkennen. Er drang in ihn, und brachte es auch bald dahin, daß er sein Verbrechen bekannte.

Ein andres Beyspiel.

Auf eine ähnliche Weise entdeckte ein Schiffskapitain den Thäter eines Diebstahls, der auf dem Schiffe vorgefallen war. Er machte so viel gleich lange Stückchen von Strohhalmen,

als Personen auf dem Schiffe waren. Diese warf er in einen Topf, sprach einige sonderbar klingende Worte darüber aus, und erklärte, daß der Thäter den längsten Halm ziehen würde. Hierauf hieß er einen nach dem andern in den Topf greifen, ein Hälmchen herausziehen, und dieses sogleich in der Tasche verbergen. Der Dieb, welcher den längsten Halm gezogen zu haben glaubte, brach in der Tasche ein Stückchen davon ab. Als nun jeder den gezogenen Halm vorzeigte, hatte er den kürzesten, und in seiner Tasche fand sich das abgebrochene Stückchen. Nun war es leicht, ihn vollends zum Geständnisse zu nöthigen.

Erhabenes Schnitzwerk auf einem frischen Ey anzubringen.

Hiezu muß man ein dickschaliges Ey wählen. Man wascht es in frischem Wasser rein, und trocknet es mit Leinwand ab. Wenn dieses geschehen ist, so zerläßt man etwas Talg oder Fett, und wenn es gut geschmolzen und recht heiß ist, so braucht man es statt einer Dinte, und macht mit einer frisch geschnittenen Feder eine beliebige Zeichnung auf das Ey.

Hierauf legt man es in Weinessig und läßt es einige Zeit liegen. Während dieser Zeit zernagt die Säure des Weinessigs einen ziemlichen Theil der Eyerschale. Weil aber der Essig durch die Fettzüge nicht wirken kann, so behalten diese ihre Dicke, und bilden auf diese Art eine erhabene Zeichnung.

Der kleine wahrsagende Türke.

Es war eine kleine türkisch gekleidete Figur 15 bis 18 Zoll hoch. In der Hand hielt sie einen kleinen Hammer, womit sie auf eine Glocke schlug. Der Künstler nahm die Figur vom Tische, worauf sie stand, weg, und zeigte sie verschiedenen Personen, um sie zu überzeugen, daß sie ganz isolirt stehe. Nachdem er sie wieder an ihren Ort gestellt hatte, fragte der Künstler: „Willst du mir wohl ein Kompliment machen?“ Der Türke schüttelte den Kopf, und gab dadurch eine verneinende Antwort. — „Aber doch dieser Gesellschaft?“ fragte der Künstler wieder; die Figur neigte den Kopf, um das Ja auszudrücken.

Hierauf hielt der Eigenthümer einem Zuschauer ein Spiel Karten vor, und ließ ihn ein

Blatt wählen. Ohne die Karte gesehen zu haben, ohne sich dem Automaten zu nähern, befahl ihm nun sein Herr, so viel Schläge zu thun, als nöthig seye, den Werth der Karte auszudrücken. Der kleine Türke gehorchte. Dann fragte man ihn, ob die gezogene Karte Coeur, Careau, Pique oder Treff sey? und so wie man eine Farbe nannte, schüttelte oder nickte er mit dem Kopfe, und allemal war seine Antwort richtig. Er zeigte an, wie viel Augen mit einem Würfel, der nicht zum Betruge eingerichtet war, geworfen wurde, und sagte voraus, wie viel man zum zweytenmal werfen würde. Es versteckte einer eine kleine Puppe in ein Kästchen, das verschiedene Fächer hatte, und die Figur bezeichnete richtig das Fach, welches die Puppe enthielt. Zuletzt befahl ihr noch der Künstler, zu sagen, wer in der Gesellschaft am besten tanze, und den Tanz am meisten liebe? Der Türke zeigte auf einen zitternden Greis, und so endigte sich das Spiel mit Scherz und Lachen.

Wie ging das alles zu?

Der Tisch, worauf der Türke steht, ist mit einem grünen Tuche bedeckt, worunter 3 Hebel

verborgen sind. Diese können vermittelst drey Drahtfäden, welche durch die Füße des Tisches unter den Boden oder hinter einen Verschlag gehen, in Bewegung gesetzt werden. Der versteckte Gehülfe zieht, so oft es nöthig ist, diese Drahtfaden, um die beweglichen Stücke, welche in dem Fußgestelle der Figur verborgen sind, zu heben. Dadurch gibt er der Maschine im bestimmten Augenblicke die verschiednen Bewegungen.

Der Künstler hält ein Kartenspiel in der Hand, dessen Ordnung er auswendig weiß. Damit aber die Zuschauer deswegen keinen Verdacht schöpfen, so mischt er sie öffentlich; eigentlich aber hebt er sie blos ab. Hat er nun eine Karte ziehen lassen, so hebt er zum leztenmal ab, aber gerade da, wo die gewählte Karte liegt, und dadurch bringt er die Karte, die unmittelbar auf der gewählten lag, unter das Spiel. Auf diese wirft er einen flüchtigen Blick, und so weiß er dann die gezogene Karte schon. Nun legt er dem Türken solche Fragen vor, deren Worte, Sylben, oder Vokale dem Gehülfen die Farbe und Werth der Karte anzeigen.

Durch eine ähnliche List zeigt er dem Gehülfen auch die Augen an, welche mit einem guten Würfel geworfen werden. Den zweyten Wurf weiß der Gehülfe voraus, denn bey diesem unterschiebt der Künstler einen falschen, mit welchem nur eine bestimmte Zahl von Augen geworfen werden kann. Weil aber der Zuschauer, welcher wirft, diesen Betrug leicht entdecken könnte, so befiehlt man ihm, den Würfel in verschlossener Hand zu halten, bis er ihn hinwerfe; und wenn der Wurf geschehen ist, nimmt der Künstler den Würfel wieder weg.

Das Kästchen endlich, worein die kleine Puppe versteckt ist, muß einen ledernen Boden haben, der so weich ist, daß, wenn man darunter greift, man durchs Gefühl das Fach finden kann, worin die Figur ist. Diese kleine Puppe muß aber auch genau abgemessen seyn, daß sie den Boden des Kästchens ein wenig auswärts drückt, wenn es verschlossen wird.

Durch einen Pistolenschuß zwey brennende Lichter auszulöschen, und zwey andre anzuzünden.

Die Lichter müssen lang und erst frisch geputzt

putzt seyn. Mitten in den Docht derer, die sich anzünden sollen, wird, nachdem der Docht durch eine Stecknadel ausgebreitet worden, mit einer Messerspitze etwas Phosphorus, in der Größe eines Hirsenkorns, gesteckt. Nun stellt man sich fünf oder sechs Schritte davon, und schießt die Pistole auf die brennenden Lichter los. Diese verlöschen, der Phosphorus in den beyden andern aber fängt Feuer, und zündet sie an. Dabey ist noch zu bemerken, daß der geputzte Docht erst kalt geworden seyn muß, ehe man den Phosphorus darein steckt; denn sonst würde er sich auf der Stelle selbst entzünden.

Einen Schneeballen brennend zu machen.

Man nimmt Kampher, schneidet ein länglichtes Stückchen daraus, steckt dieses in einen Schneeballen und zündet es an, so wird es aussehen, als ob der Schneeballen brennte.

Die im Mörser zerstossene und gleich darauf unversehrt zurück gegebene Taschenuhr.

Ein gewöhnliches Kunststück der Taschenspieler. Sie lassen sich von jemanden aus der

Gesellschaft eine Uhr geben, thun sie in einen Mörser, lassen sie hierauf durch einen Dritten mit einem Stösser in Stücke stossen, zeigen das Räderwerk, Spindel, Feder, Glas und Gehäuse, welches alles zerstossen unter einander liegt, und geben einige Augenblicke darauf dem Eigenthümer seine Uhr ganz und unverletzt zurück, welcher sie auch für die seinige erkennt.

Der mit einem beweglichen Boden versehene Mörser wird auf die Klappe im Tische gesetzt, und mit einer Serviette bedeckt, damit der Gehülfe, ohne gesehen zu werden, eine andre Uhr dafür unterschieben kann. Das Aeussere dieser untergeschobenen Uhr muß der erstern so viel möglich ähnlich seyn. Dieß zu bewerkstelligen ist so schwer nicht, denn entweder versteht sich der Künstler mit dem, welcher die Uhr hergibt, oder er wendet sich mit seiner Bitte an einen solchen, dessen Uhr er schon gesehen hat, und wobey es ihm alsdann leicht war, sich eine ähnliche anzuschaffen. Wenn er nun der Gesellschaft die Stücke der zerstossenen Uhr gezeigt und wieder in den Mörser gethan hat, so bedeckt er diesen wieder mit einer Serviette, und unterhält die Zuschauer so lange mit etwas

anderem, bis der Gehülfe Zeit gewonnen hat, die Stücke wegzuräumen, und die erstere Uhr wieder hinein zu legen.

Zwey Geldstücke, die man verschiedenen Personen gegeben, in der Hand eines einzigen finden zu lassen.

Man gibt einer Person zwey Geldstücke, welche so gleich und fest auf einander liegen, daß es nur ein einziges Stück zu seyn scheint, und macht ihm dann die Hand geschwind zu. Einem andern gibt man eine ähnliche Münze, setzt aber die Spitzen der beyden Vorderfinger, die vorher mit Wachs bestrichen sind, fest auf das Geld, beugt die Hand desselben unterwärts, und zieht dann die Finger an sich, daß das Geld um des Wachses willen daran kleben bleibt. Diesem verschließt man die Hand eben so schnell, und befiehlt beyden, ihre Hände nicht ohne Geheiß wieder zu öffnen. Das harte Drücken des Geldes in die Hand wird den letztern immer in der Meynung lassen, er habe ein Geldstück, obgleich seine Hand, wie natürlich, ganz leer ist. Wenn man nun beyden ihre Hände zu öff-

nen erlaubt, so wird ihnen dieser offenbare Betrug etwas ausserordentlich sonderbares scheinen.

Eyer von außerordentlicher Größe zu machen.

So unmöglich dieses scheint, so ist es doch eben so ausführbar, als ein Ey auf seine Spitze zu stellen. Man nimmt sechs oder acht Eyer, läßt das Weiße in ein Gefäß besonders laufen, und das Gelbe auch besonders. Die Dotter füllt man hierauf in eine kleine Blase, und bindet sie so genau als möglich zu, um dem Ganzen eine runde Gestalt zu geben. Darauf steckt man die Blase in kochendes Wasser, und hält sie so lange darin, bis die Dotter hart geworden sind, und man sie wieder aus der Blase nehmen kann.

Wenn dieß geschehen ist, bringt man das sämtliche Weiße in eine Kälberblase, steckt die aus der andern Blase herausgenommenen Dotter in die Mitte, bindet sie oben zu einer eyförmigen Figur zusammen, und läßt sie ebenfalls eine Viertelstunde in kochendem Wasser liegen. Wenn nun die Blase aufgeschnitten

wird, so zeigt sich darin ein großes Ey ohne Schale.

Nach der Erkaltung werden die auf der Oberfläche sichtbaren Runzeln und andre Ungleichheiten mit einem feinen Messer weggenommen. Endlich um ihm noch die äußere Schale zu verschaffen, rührt man frisch gebranntes Gipspulver mit Wasser an, bestreicht damit etliche mal die Oberfläche, und polirt sie zuletzt. Wenn man sich damit ein wenig Mühe gibt, so kann man die Gestalt eines Eyes sehr genau nachahmen, und durch die Größe desselben viele Leute in Verwunderung setzen.

Einen Rebhühnerruf zu machen.

Nimm einen offenen Fingerhut, wie sie die Schneider gebrauchen, binde eine in Wasser eingeweichte Blase fest darauf. Wenn diese trocken ist, so stich durch die Mitte ein ganz kleines Loch mit einer Nadelspitze, und durch dieses stecke ein Pferdhaar, woran oben ein Knöpfchen gemacht ist, damit es nicht durchfallen kann. Will man Gebrauch davon machen, so feuchte man den Daumen und Zeigefinger an, fahre damit an dem Pferdhaar hinab, dadurch

wird ein dem Rebhühnerrufe sehr ähnlicher Laut entstehen.

Durch eine Scheere ein Glockengeläute zu machen.

Man nimmt einen vier bis fünf Ehlen langen Faden, bindet in dessen Mitte eine Scheere, wickelt hernach die beyden Ende des Fadens um den Mittelfinger der beyden Hände. Alsdann stellt man sich auf eine Bank, steckt die beyden Mittelfinger mit dem Faden, woran die Scheere hängt, in die Ohren, und bewegt den Faden so hin und her, daß die Scheere auf beyden Seiten anstößt. So wird man ein Getöse hören, das dem Geläute einer großen Glocke gleich kommt.

Gesicht und Hände im Finstern leuchten zu lassen.

Zu diesem Gebrauche wird der Phosphorus in Nelkenöl auf folgende Art aufgelöst: Man nimmt eine kleine Phiole, worein der Phosphor und das Nelkenöl geschüttet ist, und stellt sie so lange in ein Gefäß mit heißem Wasser,

bis der Phosphor zerfließt. Während der Erhitzung wird das Glas immer geschüttelt, und damit so lange fortgefahren, bis der größte Theil des Phosphors aufgelöst ist. Man läßt das Glas nach und nach kalt werden, alsdann gießt man die helle Flüßigkeit ab, und verwahrt es in einem wohl verstopften Glase.

Mit dieser klaren Auflösung kann man sich die Hände und das Gesicht, besonders in warmen Nächten, ohne Nachtheil bestreichen, und sie werden einige Zeit über leuchten. Auf den Bodensatz wird frisches Nelkenöl gegossen, und wie das erstemal verfahren. Ueberhaupt muß dafür gesorgt werden, daß der Phosphor nie frey von der Luft berührt, sondern immer von dem Nelkenöle bedeckt werde. Auf ein Loth Nelkenöl nimmt man fünfzehn Gran Phosphor. Der Anstrich geschieht vermittelst eines Haarpinsels.

Einen Ring an der Asche eines Fadens hängend zu machen.

Man läßt so viel Küchensalz, als man mit drey Fingern fassen kann, in ein wenig Flußwasser zergehen, und einen Faden von mittel-

mäßiger Stärke vier und zwanzig Stunden lang darin liegen. Nach dieser Zeit nimmt man ihn wieder heraus, läßt ihn trocken werden, und hängt einen sehr leichten Ring daran. Nun verbrennt man den Faden, und der Ring bleibt an der Asche hängen, wenn er nicht bewegt wird. So bald man aber den Faden nur berührt, zerreißt er, und der Ring fällt ab.

Der brennende Eiszapfen.

Man nimmt ein Wachs- oder Talglicht, überstreicht es mit pulverisirtem Schwefel und Kohlen, bindet es oben bey dem Docht mit einem Stücke Papier fest zu, und hängt es zur Winterszeit unter eine Dachtraufe, bis es so ganz überfroren ist, daß man nichts als Eis daran sieht. Ist dieses geschehen, so kann man das Papier wegthun, und den Eiszapfen anzünden.

Eyer in kaltem Wasser zu sieden.

Will man Eyer in kaltem Wasser sieden, so muß man sie in einen Topf thun, und kaltes Wasser darüber gießen. Darauf bringt man

unvermerkt ein Stück ungelöschten Kalk in den Topf, deckt ihn zu, so werden die Eyer bald anfangen zu sieden, daß man sie essen kann.

Das sich selbst bewegende Ey.

Man bläst ein Ey ganz rein aus, daß keine Materie mehr darin bleibt, läßt einen Blutigel ins Ey laufen, und beschmiert die Oeffnungen mit weißem Wachse. Weil nun der Blutigel keine frische Luft schöpfen kann, so wird er sich, bis er stirbt, hin und her bewegen, und das Ey auf dem Tische herumtreiben.

Leichte Art, sich von der schädlichen Ausdünstung verschiedner Pflanzen zu überzeugen.

Es ist sehr gefährlich, sich den Ausdünstungen der Pflanzen, und selbst den angenehmen Gerüchen verschiedner Blumen ohne Unterschied auszusetzen. Nelken, Lilien, Hyazinthen, Rosen u. s. w. können in den Zimmern, die nicht groß sind, und worin die Luft nicht öfters gewechselt wird, den Tod verursachen. Um sich hievon deutlich zu überzeugen, darf man nur

eine oder die andre dieser Blumen abschneiden, und damit sie aufrecht bleiben, auf ein Stückchen Thon setzen, dann eine Glasglocke darüber stürzen, und allen Zugang der äußern Luft verhindern. Dieß kann leicht geschehen, wenn man die Glocke auf einen Teller mit Wasser setzt. Nach Verfluß von 12 oder 24 Stunden wird in der daselbst eingeschlossenen Luft nicht nur ein hineingebrachtes Licht verlöschen, welches ein deutliches Zeichen ihrer tödlichen Eigenschaft ist, sondern selbst kleine Thiere, welche man unter die Glocke setzt, werden sterben.

Einen feuerspeyenden Berg durch Kunst nachzuahmen.

Man nehme reine unverrostete Eisenfeile, vermische sie mit gleich viel klar gestoßenem Schwefel, und feuchte diese Mischung so mit Wasser an, daß sie zwar ganz durchnäßt, aber doch nicht mit Wasser überhäuft wird. Stellet man diesen Versuch mit 50 bis 60 Pfunden an, und gräbt die Mischung drey oder vier Fuß tief in die Erde, so geräth die Materie innerhalb 24 Stunden in eine so ausspannende Erhitzung, daß die ganze über ihr liegende Erde

nicht nur in die Höhe geworfen wird, sondern es wird eine wahre Feuerflamme aus der Oeffnung fahren, und die erhitzte Materie noch eine Zeitlang Feuerfunken ausstossen.

Der bezauberte Blumenstrauß.

Man läßt sich von Leuten, welche Papierblumen verfertigen, eine Anzahl Blätter machen, von zartem weißen Pergamente, und kleine Blumen von weißer Leinwand verschiedener Art, wie Rosen, Nelken und andre von ähnlichen Farben. Diese verschiednen Blumen und Blätter werden nun auf folgende Art zu einer Verwandlung vorbereitet: Die Rosen taucht man in einen sehr geschwächten Vitriolgeist, die Nelken in Zitronensaft oder Weinessig, und die Blätter in eine Auflösung von Weinsteinsalz. Lasset darauf alle diese Blumen trocken werden, die noch immer ohne alle Farbe geblieben sind, und machet daraus einige Blumensträuße, welche natürlich jetzt noch ganz weiß aussehen, aber zu allen Zeiten im Stande seyn werden, zu dieser Belustigung zu dienen.

Wenn nun ein solcher Blumenstrauß in ein Gefäß getaucht wird, welches mit folgender

Tinktur angefüllt ist, so werden sich alle diese verschiednen Blumen und Blätter an dem Strauße auf der Stelle färben, nach Verschiedenheit der Dinge, worein sie getaucht worden sind. Zu dieser Tinktur braucht man von abgezupften blauen Blättern der gemeinen Kornblume, oder auch von Rittersporn ein viertel Pfund, und schüttet darüber in eine steinerne Büchse drey viertel Nößel recht kochendes Wasser, rührt es wohl um, bedeckt es, und läßt es bis zur Erkaltung stehen, dann drückt man die schöne blaue Tinktur durch ein sauberes Tuch.

Man nimmt nun einen von diesen Blumensträußen, und läßt zuvor bemerken, daß alle die Blumen, woraus er zusammen gesetzt ist, ganz weiß sind. Hierauf taucht man ihn in die blaue Tinktur, zieht ihn aber sogleich wieder heraus, und hält ihn so lange abwärts, bis der Liquor völlig abgelaufen ist. Alsdann wird man sehen, daß jede dieser verschiednen Blumen sich in dem Augenblicke so färbt, wie es ihrer gebildeten Art gemäß war. Dieses wird jedermann, der es sieht, in ein angenehmes Erstaunen setzen, wegen der Verschiedenheit der Farben, die dabey zum Vorschein kommen. Man

muß aber den Liquor, worein man die Blumen taucht, nicht sehen lassen; daher ist es gut, wenn man ihn in ein irrdenes Gefäß schüttet, dessen Hals enger ist, als der Boden.

Eine geheime Schrift auf ein Ey zu schreiben.

Man nimmt in dieser Absicht Alaun und Galläpfel, stößet beyde zu einem recht feinen Pulver, gießt sodann scharfen Weinessig daran, daß es wie eine Dinte wird. Mit dieser Flüssigkeit schreibt man auf die äußere Schale des Eyes, was man will, und läßt es trocken werden.

Wenn dieß geschehen ist, wird das Ey in Salzwasser oder guten Essig gelegt, worin es vier Tage bleiben soll. Nach Verlauf dieser Zeit kann man es wieder herausnehmen und abtrocknen lassen, und man wird nicht das geringste von einer Schrift darauf erblicken. Will man nun das darauf geschriebene zum Vorschein bringen und lesen lassen, so muß man das Ey kochen, die Schalen ablösen, und dann wird die Schrift auf dem Weißen des Eyes zu sehen seyn.

Ein bezeichnetes und zerschnittenes Schnupftuch auf der Stelle wieder zusammen zu setzen.

Der Taschenspieler, den ich dieses Kunststück machen sah, ließ zwey Zuschauer hervortreten. Diesen gab er ein Schnupftuch, welches sie bey den vier Enden halten mußten, und bat sich dann von der Gesellschaft noch verschiedene Schnupftücher aus, welche er in das erste legte, um ein Päckchen daraus zu machen. Als nun mehrere Tücher beysammen waren, ließ er durch einen Dritten eines nach Belieben herausziehen. Er bat den letztern, sich das Zeichen an dem Tuche wohl zu merken, und mit einer Scheere ein Stück abzuschneiden. Wer von der übrigen Gesellschaft Lust hatte, konnte ebenfalls davon abschneiden, und so wurde das ganze Schnupftuch zerstückt. Er sammelte nun alle Lappen zusammen, goß eine flüßige Materie darauf, und band sie mit einem Bindfaden fest zusammen. Darauf legte er das Päckchen unter ein Glas, welches er eine Zeitlang mit der Hand bedeckte, um, wie er vorgab, die nöthige Wärme darein zu bringen. Dann zog er das Schnupftuch hervor, legte es aus ein-

ander, man erkannte das Zeichen, aber von den Rissen war keine Spur mehr zu finden.

So wunderbar dieses Kunststück scheint, so leicht ist es, dasselbe nachzuahmen. Man versteht sich nemlich mit jemanden aus der Gesellschaft, der zwey ähnliche, gleich bezeichnete Schnupftücher hat, wovon eines dem Gehülfen, der hinter dem Vorhange oder dem Tische verborgen ist, zugesteckt wird. Das andre aber legt man ganz gleichgültig oben auf das Päckchen zu den übrigen Tüchern. Derjenige, welchen man eines wegzunehmen bittet, nimmt natürlich das obere. Wäre er aber so klug, ein andres hervor zu ziehen, so bittet man ihn, unter dem Vorwande, das Spiel werde dadurch verschönert, die Tücher vorher unter einander zu mengen. Ist dieses geschehen, so sucht man das bemerkte schnell wieder oben auf zu bringen, und wendet sich nun an einen andern, dessen Miene uns keine solche List vermuthen läßt. Dieser nimmt ohne Argwohn das, welches wir dazu bestimmt haben. Ist nun dieses Schnupftuch zerrissen und zusammen gebunden, so legt man das Päckchen unter ein Glas auf dem Tische, worin eine Klappe angebracht

ist, durch welche das zerschnittene Tuch hinabfällt, und dasjenige, welches dem Gehülfen schon vorher zugesteckt wurde, heraufgeschoben wird. Die Klappe muß vollkommmen in das Loch passen, und mit dem Tischblatte Ein Stück zu seyn scheinen.

Mit einem Kelchglase eine Beule in einen zinnernen Teller zu schlagen.

Man klopft mit dem Fuße eines Kelchglases ganz sacht auf einen zinnernen Teller, und zwar immer auf Einen Ort, so wird, wenn man eine Zeitlang damit fortfährt, endlich eine Beule in den Teller kommen, ohne daß das Glas zerbricht. So kann man auch mit jemanden eine Wette eingehen, daß er kein Licht auf seiner Stirne zerschlagen lassen könne, denn man darf nur mit dem untersten Theile desselben ganz leicht an die Stirne klopfen, so wird es niemand so lange aushalten, bis das Licht zerbricht. Eben so verhält sichs auch mit einem Ey.

Wasser in Branntwein zu verwandeln.

Wenn man jemand durch diesen Spaß täuschen

schen will, so gibt man ihm erstlich das Wasser in einer Bouteille zu kosten, um ihn zu überzeugen, daß wirklich nichts, als klares Wasser darin ist. Dann füllet man damit ein kleines Glas, das etwa drey bis vier Löffel voll Wasser enthalten kann, und einen engen Hals hat, ganz voll. Dabey muß man schon eine tiefe Tasse mit starkem Branntwein bey der Hand haben. Hierauf hält man das Glas mit dem Zeigefinger zu, wendet es um, steckt den Hals in den Branntwein, der in der Tasse ist, zieht den Finger weg, und hält es so mit der Oeffnung stets untergetaucht drey bis vier Minuten. Dann hält man den Finger wieder unter das Glas, hält die Oeffnung zu, wendet es um, und zieht es heraus. Nun kann man es zu kosten geben, und das Wasser wird sich in Branntwein verwandelt zu haben scheinen, weil jetzt wirklich Branntwein darin ist.

Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß das Wasser schwerer als der Branntwein ist. Indem also das mit Wasser gefüllte Glas mit umgewandter Oeffnung in den Branntwein getaucht wird, so fließt das Wasser nach seiner Schwere aus, senkt sich unter dem Branntwein

zu Boden, und in seiner Stelle steigt der Branntwein, der als der leichtere Körper von dem schwereren verdrängt wird, in dem Glase in die Höhe. Gebraucht man statt der Tasse ein Kelchglas, so kann man die Ortveränderung der beyden Flüßigkeiten mit den Augen beobachten. Noch sichtbarer wird es, wenn der Branntwein gefärbt ist.

Schneepfannenkuchen zu machen.

Man rührt den Teig mit Milch an, nur etwas steifer, als gewöhnlich. Nun nimmt man so viel Eßlöffel voll Schnee dazu, als man sonst Eyer zu nehmen pflegt, und bringt alles sogleich in die Pfanne. Diese Kuchen sind so locker und schmackhaft, als Eyerkuchen.

Aus zwey leeren Tassen Wolken aufsteigen zu lassen.

Man nehme zwey porzellanene Obertassen, schütte in die eine etwas Salzsäure, schwenke sie überall darin um, und gieße sie dann wieder aus. In die andre schütte man etwas Salmiakgeist, schwenke ihn ebenfalls darin um, und

leere die Tasse wieder aus. Die letztere Handlung darf aber nicht in der Nähe der ersten Tasse angestellt werden. Hierauf zeigt man schnell, daß beyde Tassen leer sind, und setzt sie ganz nahe neben einander. Augenblicklich bildet sich über ihnen eine sichtbare Wolke, die sich nach und nach immer mehr ausbreiten wird.

Eine Katze in verschiedenen Sprachen schreiben zu lassen.

Man nehme ein Loth Alaun, und lege es in ein Glas, gieße darauf ein Loth Brunnenwasser, und lasse es zergehen. Hierauf schreibt man mit einer frisch geschnittenen Feder einige Worte in beliebigen Sprachen auf Papier, läßt es trocken werden, und so sieht man nichts geschriebenes. Hernach tauche man den Fuß einer Katze in Vitriolwasser, fahre damit über die verborgene Schrift, so ist sie zu lesen.

Ein Siegel mit verschiedenen Farben, das nicht heimlich erbrochen werden kann.

Ich nehme den Fall an, das Siegel soll aus vier Farben bestehen; die Cartousche des

Schildes sey gelb, wie die Krone, das Innere des Schildes roth, der Grund des Siegels grün, die Schildhalter schwarz.

Zuerst macht man so viele Abdrücke des Siegels, als man farbigten Lack wählet, auf sehr dünne Papiere. Von diesen schneidet man mit der Scheere so viel Stücke aus, als man gebrauchen will, nemlich zuerst das Schild. Dieses benetzt man auf der hintern Seite mit ein wenig Speichel, und klebt es verkehrt auf dem Petschafte auf die Stelle des Schildes. Eben das geschieht auch mit der Cartouche oder Einfassung, so wie mit den Schildhaltern oder Aufsätzen. Wenn alles seine gehörige Lage bekommen hat, so läßt man das grüne Lack, welches den Grund ausmachen soll, am Lichte schmelzen, gerade als ob man den Brief auf gewöhnliche Weise siegeln wollte. Nun setzt man das Petschaft mit allen aufgeklebten Stückchen auf den grünen Grund, und so entsteht ein vielfarbiges Siegel, an dessen in einander geflossenen Figuren man leicht den Versuch des geheimen Erbrechens entdecken kann.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

Große Steine aus freyer Hand in beliebige Stücke zu zerschlagen.

Der Stein wird zuerst von aller Erde gereinigt, dann zündet man ein lebhaftes Feuer oben auf dem Steine an, und unterhält es so lange, bis der Stein roth glüht. Nun schafft man Kohlen und Asche auf die Seite, und schnellt eine naßgemachte Schnur auf die beliebige Stelle, je nachdem man ein Stück von dieser oder jener Figur absondern will. Nun läßt man dem Steine Zeit, zu erkalten, da er denn in so viele Stücke zerfällt, als man mit der Sehne vorgezeichnet hat, oder sie fallen auch bey dem geringsten Schlage des Steinmeißels ab. Ist die Glühung vollkommen gewesen, so zerspaltet jeder Schlag der Sehne den Stein von oben bis unten, als ob man eine Säge dabey gebraucht hätte. Sandsteine bezeichnet man mit vertieften Linien vermittelst des Meissels. In diese Vertiefung wird ein starker Keil von Weidenholz getrieben, und man gießt von Zeit zu Zeit Wasser in die Linien, davon schwillt der Keil auf, so daß durch dieses Verfahren cylindrische Mühlsteine, oder andre Figuren von der Masse losgesprengt werden.

Ein leichtes Instrument, den Gesang mehrerer Vögel nachzuahmen.

Dieses Instrument besteht in einem drey oder vier Linien breiten, und ungefähr einen Zoll langen Lauchblättchen, an dessen Mitte man vermittelst des Daumennagels eine kleine Kerbe in Gestalt eines Halbzirkels eindrückt, und daselbst nur das weiße, ungemein zarte Häutchen, welches diese Pflanze bedeckt, stehen läßt. Diese Kerbe hat die Figur eines zerbrochenen halben Sechserstücks. Das Häutchen muß rein und sauber, wohlgespannt und ohne Falten und Ritzen am Rande seyn, weil man sonst eher das Krächzen einer Krähe oder eines Raben, als den Ton einer Nachtigall hervorbringen würde.

Man legt dieses Instrument als einen Halbzirkel zusammen, wie man, doch auf umgekehrte Art, einen Kamm mit Papier bedeckt, um darauf schnarrend zu singen. Man legt es an den Gaumen vor dem Eingange der Kehle, aber so, daß das blasende Häutchen mit der gewölbten, nicht mit der hohlen Oberfläche in den Mund gekehrt ist, weil sonst die durch den Gesang erregten zitternden Schwingungen gehin-

dert, und das Häutchen ausgetrocknet und überspannt würde.

Wenn sich nun das Blatt in der rechten Lage befindet, und man macht die geringste Bewegung mit der Kehle, indem man den Wind aus dem halbgeöffneten Munde hervorbläst, wie wenn man gegen ein Glas hauchen wollte, um es zu erwärmen: so erregt man einen scharfen Ton, der wie der Laut eines Flageolets klingt. Auf diese Art bläst man fort, und bemüht sich, den Ton des Buchstaben R herauszubringen, ohne dabey die Zunge zu bewegen, indem man blos das Schlundzäpfchen spielen läßt. Dadurch wird dieser scharfe Ton so weit abgeändert, daß er mit den Vogelkehlen mehr Uebereinstimmung bekommt.

Legt man, statt den Buchstaben R mit der Kehle artikulirt heraus zu stoßen, die Zunge gegen den Gaumen, um die Sylbe Tschi auszusprechen, so bringt man einen andern Gurgelton hervor, welchen die Vögel öfters unter ihre Gesänge mischen. Eben so bringt man den Schlag der Nachtigall heraus, wenn man die drey vorhergehenden Laute beynahe auf folgende Art unter einander verbindet und damit wech-

selt, als: Ueu, ůu, ůu, ů, ů, ů, tscht, tschu, tschi, tschu, tschi, ru, ru, ru, ů, ů, ů, er, tschi. Alle diese Töne lassen sich ohne die geringste Verzerrung des Gesichts blos durch Bewegung der Zunge und des Gaumens der Natur gemäß nachahmen, um entweder Vögel damit zu lokken, oder sich und andre zu belustigen.

Glühende Kohlen auf der bloßen Hand zu tragen.

Man rührt Eyerdotter, Gummi und ein wenig Kraftmehl unter einander, und mit diesem Brey beschmiere man die Hände. Wenn die Vermischung trocken geworden ist, legt man glühende Kohlen auf die Hand, und man kann sie eine gute Weile ohne Schmerzen auf den Händen tragen. Das nemliche soll man auch durch das Einreiben der Hände mit Althäensafte, Bilsenkraut und Flöhkrautssaamen mit Eyweiß vermischt bewirken können.

Ein brennendes Licht in einer ziemlichen Entfernung mit einer Flintenkugel sicher auszulöschen.

Ein Mensch, der als ein schlechter Schütze

bekannt war, versprach, in einer Entfernung von achtzig Schritten ein brennendes Licht vermittelst einer mit Bley geladenen Flinte auszulöschen. Alles lachte über die vermeinte Prahlerey, ein sehr guter Schütze bot ihm eine Wette an, und jener nahm ihn beym Worte. Beyde Wettende luden jeder sein Schießgewehr wie gewöhnlich mit Pulver und einer Bleykugel, und gingen in den Garten. Der Gegner feuerte seine Flinte zuerst los, und verfehlte das brennende Licht, weil selten ein Auge in dieser Ferne scharf genug zielen kann. Hierauf drückte der andre los, und der Schuß löschte das Licht in der That aus. Die Zuschauer erstaunten über die Geschicklichkeit des bisher so schlechten Schützen. Die ganze Kunst bestand aber nur in einer Kleinigkeit, welche den andern unbekannt war, und dieß war eine über das Kreutz gespaltene, oder gebohrte Kugel, in deren Löchern die Elasticität der treibenden Luft eine divergirende Kraft bekommt, indem sie durch die Löcher dieser Kugel hindurchströmt, und die Kugel als eine Luftfontaine wirkt.

Eine Glastafel ohne Diamant in beliebige Figuren auszuschneiden.

Man nimmt ein Stück vom Holze des Wallnußbaums, welches die Dicke eines Wachsstockes hat; das eine Ende desselben spitzt man zu, hält die Spitze ins Feuer, und läßt es zu einer brennenden Kohle werden. Während dieses Hölzchen brennt, zeichnet man die Figur, nach welcher man die Glastafel ausschneiden will, mit Feder und Dinte darauf. Hierauf macht man vermittelst einer Feile oder eines kleinen Stückchen Glases einige Einschnitte an demjenigen Orte, wo man den Anfang des Schnittes zu machen hat. Alsdann nimmt man das Holz aus dem Feuer, hält die Kohlenspitze etwa eine halbe Linie von der bemerkten Stelle ab, bläst beständig auf die glühende Spitze, um sie in der Gluth zu erhalten, fährt damit nach der Zeichnung fort, indem man jedesmal beynahe eine halbe Linie Zwischenraum läßt. Hat man die Zeichnung überall genau verfolgt, so darf man zur Trennung der Glaszeichnung nur das Glas nach oben oder unten ziehen, da sich dann die Felder leicht von der Figur ablösen, und die Figur eben so ausge-

schnitten darstellt, als an einem ausgeschnittenen Papiere.

Die Milch plötzlich in Blut zu verwandeln.

Man schüttet ein Paar Messerspitzen voll Weinsteinsalz in die Milchkanne, so färbt sich die Milch auf der Stelle roth, ohne der Gesundheit den geringsten Nachtheil zu bringen.

Wasser und Bier unvermischt in ebendemselben Glase.

Man füllt ein Bierglas zur Hälfte mit Bier an, und gießt durch ein reines Tuch so viel Wasser, als man will, aber langsam hinzu. Weil das Bier schwerer ist, bleibt es unten, und man kann mit einer Tabakspfeifenröhre das Bier unter dem Wasser hervor trinken.

Grüne oder gelbe Rosen am Stocke zu ziehen.

Neben einem Rosenstocke pflanzt man eine Stechpalme. Wenn diese recht Wurzel gefaßt hat, spaltet man ein Reis der Stechpalme mit-

ten durch, schiebt ein Reis des Rosenstockes bis an das Auge in die Spalte, und biegt dieses auf die andre Seite. Hierauf verbindet man die Spalte aufs genaueste mit etwas Hanf oder Flachs, damit keine Luft in die Wunde eindringen kann. Hat nun das auswärts stehende Auge des Rosenstockes getrieben, so trennt man diesen von der Stechpalme, und erhält nun grüne Rosen. Um gelbe zu bekommen verfährt man auf eben dieselbe Art, nur daß man statt der Stechpalme Pfriemenkraut dazu nimmt.

Eine Schwalbe im Fluge zu erschiessen, und wieder lebendig zu machen.

Zu diesem Versuche bedient man sich einer Pistole, die, wie gewöhnlich, mit Pulver geladen wird, wobey man aber blos die Vorsicht beobachtet, daß statt des Bleyes eine halbe Ladung Queckfilber genommen wird. Nun schüttet man Pulver auf die Pfanne, um sogleich Feuer geben zu können, wenn eine Schwalbe vorüber fliegt. Man darf ihr nur ein wenig nahe kommen, denn wenn man sie auch nicht trift, so fällt der Vogel doch scheinbar tod zur

Erde. Weil aber der Künstler weiß, daß die Schwalbe in kurzer Zeit sich von selbst erholen, und davon fliegen wird, so fragt er die Gesellschaft, ob er dem Thierchen das Leben wieder geben solle? Diese sagt ganz unnatürlich ja, und nun nimmt er den Vogel in die Hand, wirft ihn in die Höhe, und er fliegt zu aller Verwunderung wieder fort. Wäre aber die Gesellschaft hart genug, ihr das Leben abzusprechen, so gibt er der Schwalbe in der Hand einen Druck, und so ist auch dieses Begehren erfüllt.

Eine Uhr in eine verschlossene Tabaksdose zu schießen.

Der Taschenspieler brachte ein schön gearbeitetes Gewehr mit einem weiten Laufe zum Vorschein, und bat um eine sehr große Tabaksdose. Man gab ihm eine. Er schüttete den Tabak heraus, verschloß die Dose vor den Augen der Zuschauer, wickelte sie in Papier, und ließ einen der Anwesenden einen Bindfaden mit vielen Knoten verschürzen. So eingepackt und verwahrt stellte er sie auf den Tisch, und setzte einen Leuchter darauf. Nun bat er sich eine

kleine goldne Uhr aus, die er auch von einem Frauenzimmer erhielt. Er ließ zuvor nach der Stunde sehen, sie ebenfalls in Papier wickeln, und durch einen Zuschauer mit einem ziemlich starken Schuße Pulver in das große Gewehr laden. Dieser setzte den Ladestock etwas behutsam auf, um der Uhr nicht zu schaden, allein der Künstler half mit so nachdrücklichen Stößen nach, daß man fürchten mußte, er zermalme sie in tausend Stücke. Endlich schüttete er selbst Pulver auf die Pfanne, legte das Pulverhorn auf die Seite, und gab das Gewehr einem Zuschauer, mit der Bitte, auf den Leuchter zu schießen, doch sich dabey in Acht nehmen, daß er ihn selbst nicht treffe. Der Schuß fiel, und der Leuchter purzelte vom Tische herab. Der Künstler ging nicht an den Tisch, sondern ersuchte einen Zuschauer, die unter dem Leuchter gestandene Dose wieder aus dem Papier zu wickeln. Man öffnete sie und die Uhr lag unversehrt darin.

Dieser Versuch kann nur dann glücken, wenn man den Leuchter, unter welchen man die Dose legt, auf einen Tisch an der Wand im Hintergrunde, oder auf einen mit Teppichen umsan-

genen Tisch stellt. Das erstere ist besser, und mit mehr Täuschung verknüpft. Unter dem Vorwande, Pulver auf die Pfanne zu schütten, drückt der Künstler an eine Feder am Gewehr, dadurch öffnet sich ein verborgenes Loch, die Uhr fällt ihm in die Hand, und das Loch verschließt sich wieder. Indem er hingeht, um das Pulverhorn wegzulegen, benutzt er diese Gelegenheit, dem Gehülfen die Uhr zu geben. Zu dieser Absicht ist oft auch das Pulverhorn so eingerichtet, daß sich die Uhr darin verbirgt. Der Gehülfe langt in das Innere des Tisches, und holt die Dose sogleich heraus, wie sie dahin und unter den Leuchter gelegt wurde. Man kann die Einrichtung auch so machen, daß die Dose, wenn man sie unter den Leuchter legt, und denselben stark darauf drückt, durch eine Fallthüre selbst in das Innere des Tisches komme. So wie der Gehülfe die Uhr erhält, legt er sie in die Dose, und umwickelt sie wieder mit einem auf ähnliche Weise verschürzten Bindfaden. Wie nun der Schuß fällt, bringt der Gehülfe im nemlichen Augenblicke die Dose unter den Leuchter. Weil dieß schnell geht, purzelt der Leuchter um, und man hält dieses für eine Wirkung des Schusses. Nichts ist nun

natürlicher, als daß die Uhr in der Dose gefunden wird, so wie auch nichts nothwendiger war, als der Schuß selbst, um die Dose wieder unter den Leuchter zu bringen, ohne daß es die Zuschauer bemerken konnten.

Zu machen, daß das Wasser ohne Trieb von selbst in die Höhe steige.

Man setze einige Gefäße, von welchen immer eines höher als das andre ist, neben einander, und schütte in das niedrigste Wasser. In dieses und das nächstfolgende höhere hänge man ein wollenes Band, so werden die Haarröhrchen desselben die Flüßigkeit in das zweyte Gefäß leiten. Verbindet man nun dieses wieder mit einem dritten auf eben diese Art, so wird das Wasser aus dem zweyten Gefäße in das dritte geleitet werden, und so weiter.

Die Gesichter einer Gesellschaft abscheulich zu verstellen.

Man läßt Kochsalz und Safran in Branntwein zergehen. In diese Flüßigkeit taucht man ein Bällchen von Werg oder grobem Flachse, zün-

zündet es an, und löscht alle Lichter aus. So lange das Bällchen brennt, verwandelt sich die weiße Gesichtsfarbe in Grün, und die rothen Lippen und Wangen erscheinen in einem dunkeln Olivengrün. Ein schauerlicher Anblick, welchen man nicht lange ertragen mag.

Daß unter drey Federmessern das gewählte aus einem Becher hervorspringe.

Hiezu hat man einen metallenen Becher, auf dessen Boden inwendig eine kleine Feder befindlich ist, welche einen Zoll lang, und zwey Zoll breit seyn soll. Zwischen die beyden Schenkel der Feder wird ein Stückchen Zucker eingeklemmt, wodurch sie gehindert wird, in die Höhe zu springen. Die Messerhefte sind von verschiedener Farbe, und die Zuschauer wählen dasjenige, welches hervor springen soll. Nun stellt man alle drey in den Becher, und die Spitze des gewählten Heftes in ein kleines rundes Loch, das am Obertheile der Feder in der Mitte angebracht ist. Ehe man aber die Hand vom Becher zieht, auf dessen Boden etwas Wasser ist, taucht man schnell die Fingerspitze ins Wasser, und benetzt den Zucker damit. Dieser

zerfließt, gibt der Feder ihre Freiheit, und das Messer wird richtig herausgeworfen.

Die Farben an einem lebendigen Vogel zu verändern.

Um diese sonderbare und belustigende Farben-Verwandlung anzustellen, muß man Pokale oder gläserne Gefäße mit einem kleinen Rande an der Oeffnung haben. Ueberdiß müßen die Gefäße groß genug seyn, damit der Vogel Platz hat, schwebend zu hängen. Man muß auch Korkstöpsel bei der Hand haben, deren Durchmesser so groß ist, als die Oeffnung der Gefäße. In die Mitte dieser Stöpsel muß ein Loch gemacht werden, welches so breit ist, daß der Hals des Vogels hindurch geht, ohne ihn zu erwürgen. Hierauf schneidet man den Durchmesser des Stöpsels in zwey gleiche Hälften, wodurch die Arbeit, den Hals des Vogels ohne Nachtheil hindurch zu bringen, erleichtert wird.

Wenn nun die beyden Hälften des Stöpsels sich gut schließen, so schüttet man auf den Boden des Gefäßes eine Unze ungelöschten Kalk, und darauf zwey Quentchen Salmiak. Be-

merkt man, daß das Aufbrausen seinen Anfang nimmt, so setzt man geschwinde den Stöpsel auf, durch welchen der Hals des Vogels, wie durch einen spanischen Kragen gesteckt ist. Der Leib des Thierchens hängt nun im Dampfbade, und die Farben seiner Federn ändern sich auf verschiedene Art in diesem flüchtig alkalischen Dunste. Zwey bis drey Minuten sind hinlänglich, den Federn allerley Farbenveränderungen zu geben und es ist nicht rathsam, den Vogel länger hängen zu lassen, weil man sonst Gefahr liefe, ihn zu ersticken.

An jedem Wintertage natürliche frische Blumen zu haben.

Man schneide zur Sommerzeit die vollkommenste und reifste Blumenknospe, welche dem Aufplatzen nahe ist, nebst ihrem drey Zoll langen Stängel ab. Den Schnitt verklebt man mit Wachs oder Siegellack. Fängt die Knospe an, etwas welk zu werden, so steckt man sie in eine papierne Düte, und verschließt sie in eine Schachtel. Hier bleiben die Blumen bis in den Winter an einem gemäßigten Orte, und behalten ihre Schönheit, besonders wenn man

die Düten ganz mit trocknem kühlen Sande überdeckt. Wenn man nun im Winter Gebrauch davon machen will, so wird das Wachs von der Wunde abgenommen, und die Blume in ein Glas Wasser gesetzt, worin ein wenig Salpeter oder Salz aufgelöst ist. In kurzer Zeit hat man das Vergnügen, eine blühende Rose im vollen Wohlgeruche zu haben.

Das wunderbare Weinfaß.

Man lasse sich ein kleines Weinfaß von der gewöhnlichen Structur aus Stäben und Bändern zusammensetzen. Es muß sechs bis sieben Zoll lang seyn, und vier Zoll im Durchschnitte haben. In der Mitte des Bauches oder auf dem Spundloche sitzt die ausgeschnitzte Figur eines kleinen Weingottes mit dem Weinglase in der Hand. Damit das Fäßchen sich nicht hin und her bewegen kann, legt man es horizontal in ein ausgehauenes Gestelle von Holz, worin es unbeweglich ist. Zwischen den Reifen wird eine Oeffnung gemacht, welche sich durch die Reifen verbergen läßt. Voran steckt unterwärts am Boden, welcher den Zuschauern zugekehrt ist, ein messigner Hahn, an seinem

gewöhnlichen Orte. Der Fuß des Hahns, der in den Fußboden hineingeht, hat zwey Löcher in einer Entfernung von zwey Linien über einander, da hingegen die gewöhnlichen Hähne hier nur Ein Loch haben, welches quer durch geht, und den Wein durchläßt.

Diese zwey Löcher sehen auf zwey blecherne, wie Hörner gekrümmte Trichter, welche daran gelöthet sind. Im Zapfen oder Kreutze des Hahns sind ebenfalls zwey Löcher, die genau auf die vorhin gedachten zwey Oeffnungen zutreffen. Diese Löcher aber sind dergestalt gerichtet, daß, wenn das oberste Loch vor dem Loche des oberen Trichters steht, und man die Flüssigkeit, die im obern Trichter ist, herauslaufen läßt, in diesem Falle das untere Loch des Zapfenkreutzes nicht auf die Mündung des untern Trichters passe. Wenn hingegen dieses letztere Loch vor diese Oeffnung zu stehen kommt, so befindet sich das obere Loch des Kreutzes nicht mehr vor der Oeffnung des obern Trichters. Durch diese Einrichtung kann man die eine oder die andere Flüssigkeit, die in diesen beyden Trichtern enthalten sind, heraus laufen lassen, weil das Kreutz des Hahns zwey Querlöcher hat, die auf die Trichter gerichtet sind.

Um nun das Weinfäßchen in den gehörigen Stand zu setzen, so öffnet man den Boden auf derjenigen Seite, wo sich der Hahn und die beyden Trichter befinden, und gießet in den einen Trichter, der wie der andre vom Zapfen gegen den Weingott hinauf mit seiner weitesten Mündung geht, weißen, in den andern rothen Wein. Hierauf drehe man den Zapfen so, daß keine von beyden Flüssigkeiten herauslaufen kann, und daß, je nachdem man ihn zur Rechten oder Linken dreht, rother oder weißer Wein herausfließt.

Wenn man dieses alles so vorbereitet hat, so setzt man das Fäßchen auf einen Tisch, und erzählt den Zuschauern, daß der kleine Weingott so gefällig sey, jedem seiner Gäste nach Gefallen rothen oder weißen Wein aus eben demselben Fasse zu geben. Auf Begehren füllt man hierauf dem Liebhaber ein Glas von der gewählten Farbe.

Will man das Wunderbare noch weiter treiben, so kann man an einer andern Stelle des Zapfens noch zwey andre kleine Löcher anbringen, welche zugleich vor den beyden Oeffnungen der Trichter stehen. Dadurch fließt der

rothe und weiße Wein zugleich ab, vermischt sich, ehe er noch aus dem Hahne lauft, und bringt einen blaßrothen Wein hervor.

Um diese Belustigung zu erleichtern, und nicht genöthigt zu seyn, den Wein durch die enge Oeffnung einzugießen, und das Faß herab zu rollen, so verschließe man nur den Hahn, und mache unter und hinter dem Weingott einen Schieber in den Stäben und zwar gerade über der weiten Mündung der Trichter, fülle durch dieselbe jeden Trichter, und mache den Schieber wieder zu.

Bey einem größeren Faße lassen sich mehrere Trichter, und also auch mehrere Oeffnungen im Zapfen anbringen, um verschiedene Arten von Weinen austheilen zu können.

Kleine Thiere zu skeletiren.

Wenn man eine Maus, Frosch, Eidexe und dergl. skeletiren will, so legt man das Thierchen in eine kleine Schachtel, und legt etliche Schwaben, oder (wie sie nach der Verwandlung heißen) Speckkäfer dazu, welche sich darin geschwind vermehren, und als sehr gefräßige Insecten das Thierchen bis auf die Knochen

und Sehnen gar sauber befressen. Oder man legt ein solches Thier in einer wohl durchlöcherten Schachtel in einen Ameisenhaufen, welche mit dieser Arbeit bald fertig seyn werden.

Die angenehme Erscheinung.

Man nehme ein Stückchen Kunkelschen Phosphor, ungefähr in der Größe einer Erbse, und zerschneide es in kleine Theile. Diese lege man in ein Glas, das halb voll reinen Wassers ist, und lasse dieses Wasser in einem irdenen Gefäße bey einem gelinden Feuer sieden. Nun nehme man eine kleine weiße gläserne Flasche, die etwas lang und schmal ist, und einen sehr engen Hals hat, welcher mit einem geschliffenen gläsernen Stöpsel wohl verschlossen werden kann. Dieses Fläschchen tauche man ohne Stöpsel in siedendes Wasser, und lasse das sich etwa hineingezogene Wasser wieder ablaufen. Dagegen fülle man es mit dem schon vorher siedend gemachten Wasser, worin sich der zerschnittene Phosphor befindet, verschließe es darauf sogleich, und verstreiche den Stöpsel mit Mastix. Wenn nun dieses Fläschchen an einen finstern Ort gesetzt wird, so leuchtet es einige Monathe

hindurch, wenn man es nicht schüttelt. Sobald man es aber, besonders bey warmer und trockner Witterung rüttelt, so schießen Blitze aus dem Wasser hervor. Man kann sich auch noch auf andre Arten mit dieser Flasche belustigen, z. B. wenn man sie mit Papier überzieht, und Buchstaben oder Figuren darin ausschneidet. Diese wird man im Dunkeln leuchten sehen.

Eine Art Wünschelruthe, um damit verborgene Metalle zu entdecken.

Man lasse sich verschiedene Büchsen verfertigen, und ersuche jemanden, in eine dieser Büchsen ein Stückchen Metall zu verstecken. Zugleich verspricht man, es allezeit zu errathen, in welcher Büchse das Metall verborgen sey, ohne sie zu berühren. Um das Versprechen halten zu können, läßt man diese Büchsen sämtlich eine Zeitlang in der Sonne stehen, wo sie sich ein wenig erhitzen. Dann hält man ein Korkkügelchen daran, welches allemal die Büchse anzeigt, worin das Metall liegt. Die natürliche Ursache davon ist die erregte Elektrizität des Metalls.

Eine Weintraube in ein Fläschchen mit einem engen Hals zu bringen.

Man hängt ein Glas mit einem engen Halse an einen Weinstock, steckt eine ganz kleine unreife Weintraube darein, und läßt sie so auswachsen. Wenn sie nun reif ist, so hat man eine Weintraube im Glase, welche man, ohne das letztere zu zerbrechen, nicht herausnehmen kann. Wer das Kunststück nicht weiß, wird nicht begreifen können, wie die Traube durch den engen Hals gekommen sey.

Eine Bleykugel im Papier zu schmelzen.

Man umlegt eine Bleykugel so mit Papier, daß es dieselbe an allen Seiten berührt. Wenn man es nun über das Feuer hält, so geht es durch das Papier als den leichten Körper zu dem schweren, ohne das Papier zu verletzen, weil die Feuertheilchen sich nicht darin aufhalten und sammeln, sondern in den schwereren kälteren Körper eilen. Dieses wird so lange dauren, bis die Kugel den höchsten Grad der Hitze erreicht, und zerschmelzt; jetzt erst wirkt

die Hitze auch auf das Papier, und entzündet es.

Einen Pfennig auf einer Nadelspitze tanzen zu lassen.

Man befestige ein Stöckchen ungefähr zwey Spannen lang an einen Tisch, stecke eine Nähnadel oben in das Stöckchen, so daß die Spitze über sich steht: Hierauf nehmet wieder ein Stöckchen wie das vorige, stecket in die Mitte desselben einen Pfennig, und an beyden Enden ein Messer, um das Gleichgewicht zuwege zu bringen. Setzet die Maschine so auf die Nadelspitze, daß der Pfennig darauf zu stehen kommt, blaset ein wenig daran, so wird sich der Pfennig mit der Maschine immer auf der Nadelspitze herumdrehen.

Glas mit der Scheere zu zerschneiden.

Wenn man es versuchen wollte, eine Glasscheibe aus freyer Hand mit der Scheere zu schneiden, so würde das Zersplittern des Glases die unfehlbare Folge seyn. Ganz anders aber ist es, wenn dieser Versuch unter dem

Wasser angestellt wird, denn der ungleich stärkere Druck, welchen das Wasser auf die darin untergetauchte Glastafel äußert, stellt der Erschütterung derselben ein größeres Gegengewicht entgegen. Es ist dieß zwar kein eigentliches Durchschneiden, sondern es gleicht vielmehr dem Abbrechen mit einer Zange. Auf diese Art läßt sich Tafelglas ganz bequem zu runden Scheiben schneiden.

Einen goldnen Ring so zuzurichten, daß die darein gestochenen Namen oder Figuren nach Belieben sichtbar oder unsichtbar gemacht werden können.

Man nehme feines Gold, und lasse davon einen Kugelring machen, wie man sie zu tragen pflegt. Ehe der Goldarbeiter denselben zusammen löthet, lasse man entweder einen Namen oder was sonst gefällig ist, sauber und ein wenig tief in die innere Rundung stechen. Diese Buchstaben der Figuren läßt man mit gewöhnlichem Goldschlagloth, das wegen seines Zusatzes, wenn es geglühet wird, schwarz bleibt, wieder sauber zulöthen, und glatt verfließen, so

daß nach Wegfeilung des Rauhen, es aller Orten glatt wird, und nichts gestochenes mehr zu sehen ist. Darauf kann der Ring zusammengelöthet, gefärbt, ausgeputzt und vollkommen fertig gemacht werden.

Will man nun die eingegrabenen Buchstaben sichtbar haben, so hängt man den Ring an einen eisernen Drath, legt ihn auf eine Kohlpfanne, läßt ihn etwas röthlich glühen, nimmt ihn dann heraus, und läßt ihn kalt werden. Nun werden die Buchstaben der Figuren schwarz erscheinen, als ob sie eingeschmelzt wären, und so bleiben sie, so lange man will. Sollen sie aber wieder unsichtbar werden, so nehme man ein wenig Sand und fein zerriebenen Schwefel, und reibe sie damit, oder lasse den Ring durch den Goldschmidt mit der Goldfarbe fällen und hellen, so sieht man wieder nichts. Man kann diese Versuche so oft wiederholen, als man will.

Einen gebratenen Kalbskopf blöckend zu machen.

Man gebraucht dazu ein Schächtelchen, bohret dasselbe voll kleiner Löcher, nimmt alsdann

einen Laubfrosch und steckt ihn darein. Zuvor aber wird das Schächtelchen mit grünem Laube belegt, daß es den Frosch nicht berühren kann. Wenn man nun den Kalbskopf auf den Tisch bringt, so wird das Schächtelchen mit dem Frosche heimlich in des Kalbskopfs Mund gesteckt. In kurzer Zeit fängt der Frosch, dem es zu warm wird, zu schreyen an, und weil seine Stimme verschlossen ist, wird es nicht anders lauten, als wenn ein Kalb blöckte, welches dann bey den Umstehenden Verwunderung und Lachen erregen wird.

Hölzerne Figuren, die sich auf dem Wasser bewegen.

Man lasse sich allerhand hölzerne Bilder, in welcher Gestalt man will, verfertigen, und gieße ihnen Bley in die Beine, damit sie im Wasser ein wenig niedersinken, von den Zuschauern nicht gesehen werden können, und schwimmenden Thieren um so ähnlicher sind. Nach diesem setzt man sie auf einen Bach, oder nach Verhältniß der Größe auf anderes Wasser. Man wird mit Vergnügen sehen, wie sie nach der

Bewegung des Wassers, als wären sie lebendig, fortschwimmen und einander begegnen.

Mit einem Lichte ein ganzes Zimmer brennend zu machen.

Nehmet eine hinlängliche Menge recht guten Branntweins, werfet ganz kleine Stückchen Kampher darein, und lasset ihn sich darin auflösen. Wenn die Auflösung geschehen ist, so werden Fenster und Thüren wohl verschlossen, damit der ausdünstende Dampf sich nicht zerstreue. Der Topf, worin der Branntwein ist, muß auf einer Glut, oder einem Kohlenfeuer, doch ohne ausschlagende Flamme kochen, bis aller Branntwein verdünstet ist, und das Zimmer erfüllt hat. Der Dampf ist so fein, daß man ihn kaum sehen kann. Hierauf lasse man jemanden mit einem brennenden Lichte ins Zimmer kommen, so wird sich die Luft gleich entzünden, und das ganze Zimmer brennen, als wenn es ein angezündeter Backofen wäre, worüber die Person, welche ins Zimmer tritt, nicht wenig erschrecken wird. — Wenn man in dem Branntwein etwas Bisam, oder gar auch ein

wenig Ambra auflöset, so wird aus der Flamme ein sehr angenehmer Geruch entstehen.

Ein Schnupftuch ohne Schaden über und über brennen zu lassen.

Zuerst läßt man das Tuch in Wasser wohl naß werden, alsdann taucht man es in starken Branntwein, hält es mit einer Gabel in die Höhe, und zündet es mit einem Lichte an allen Enden an, so wird es von allen Seiten brennen, und doch nicht verbrennen.

Namenzüge ohne Farbe auf Obst zu malen.

Wenn die Aepfel, Pfirsiche und andre dergleichen Früchte ihre halbe Größe am Baume erreicht haben, so belege man ihre Sonnenseite mit dem bestimmten Namenzuge von gerolltem dünnem Wachse, welches die Sonne hindert, diese belegten Stellen roth zu färben.

Das Chamäleon im Wasser.

Man lasse von Grießholz einen Becher drechseln, und fülle denselben halb mit Wasser an, so

so nimmt dasselbe in kurzer Zeit allerley Farben an sich, je nachdem es gegen das Licht gehalten wird. Erst sieht das Wasser im Becher blau aus, wenn man aber dieses gefärbte Wasser in eine gläserne Phiole gießt, und sie ans Licht stellt, so verschwindet die Farbe, es wird klar und Farbenlos wie gemeines Wasser. Neigt man sie gegen einen schattichten Ort, so erscheint das Wasser grün, im stärksten Schatten röthlich, und wenn man farbichte Tücher daneben hält, so nimmt es alle Farben desselben an. Im Finstern, oder in undurchsichtigen Gläsern stellt sich die erste blaue Farbe wieder ein.

Späte Rosen zu erziehen.

Um im September oder Oktober frische Rosen am Stocke zu haben, darf man nur den Rosenstock, ehe die Knospen aufbrechen, ausgraben, und an eine andre Stelle versetzen. Dazu ist weder ein Glashaus, noch das Stellen des Topfes mit den Rosen an einen beständig schattichten Ort nöthig, wo ihn keine Sonne treffen kann; ob man gleich auf die letztere Art späte Rosen bekommt, wenn anders

der Rosenstock schon im vorigen Herbste in den Topf verpflanzt worden ist. Dadurch, daß man dem Rosenstocke im Frühling die Nahrung entzieht, und ihn in eine andre Erde verpflanzt, wird er gezwungen, sich mit dem Triebe und der Entwicklung zu verspäten, denn er muß alle seine Kräfte anwenden, wieder neue Wurzeln zu fassen, statt die schon ausgewachsenen Blumen zu öffnen.

Das bekannte Mittel, den Rosenstock im Herbste oder Frühling mit der Baumscheere so zu beschneiden, daß er fast keinen Knospen mehr übrig behält, sondern erst wieder neue treiben muß, ist an sich unsicherer, unbequemer und entkräftender.

Je spätere Rosen man nun verlangt, desto weniger von der vorigen Erde muß man an den Wurzeln lassen, und desto früher muß die Versetzung vorgenommen werden. Verlangt man aber, nur dazu spätere Rosen zu haben, um wenn die übrigen verblühen, eine neue Flor zu bekommen, so entblöst man die Wurzeln des Stockes nur so, daß die Enden in der Erde bleiben; man läßt die Wurzeln ein Paar Tage von der Luft austrocknen, und dann

wird die weggenommene Erde locker wieder darauf gelegt. Die Gewaltthätigkeit hemmt den Trieb des Stockes etliche Wochen lang in seinem Gange, und man bekommt dadurch spätere Rosen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Töpfe mit dem Späthlingen gegen die Nachtfröste an einen gemäßigten Ort gebracht werden müssen.

Ein zerrissenes Band wieder zusammen zu blasen.

Ein Taschenspieler Stückchen. Sie haben außer dem Bande, welches zerrissen wird, noch ein andres, diesem vollkommen ähnliches, das sie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger heimlich verborgen halten. Das Band aber, welches zerrissen werden soll, ziehen sie unter dem verborgenen hervor, bis es ganz und gar in kleine Theile zerrissen und mit einer Scheere zerschnitten ist. Hierauf zerreissen sie es, und blasen daran, daß es zerstäubt. Indessen aber ziehen sie das ganze Band hervor.

Ein Geldstück gegen sich her zu locken, ohne es zu berühren.

Man breitet ein Tischtuch auf dem Tische aus, legt eine Münze darauf, stellt sich dem Faden, oder wie es die Weber nennen, dem Zettel nach, legt über die Quere ein Messer, ungefähr zwey Spannen weit vor sich hin, so daß über das Messer hinaus die Münze zu liegen kommt. Nun fängt man an, mit dem Nagel des Mittelfingers auf einem der Fäden, welche die Münze berührt, gegen sich zu krazen. Nun kommt die Münze allmählig her; ja, wenn das Messer so beschaffen ist, daß es in der Mitte bey der Schneide hohl liegt, so hüpft sie auch unter dem Messer durch, und kommt herbey.

Die Geistererscheinung.

Herr von Eckartshausen ging eines Tages mit mehreren Personen spazieren. Es dämmerte bereits, als sie ausserhalb der Stadt in einem ganz abgelegenen Orte ein großes düsteres Gebäude vorüber giengen.

Hier wäre ein sehr gelegener Ort zu einer

Geisterbeschwörung, fing er an. Ich will einnen hervorrufen, wenn Sie wollen.

Sogleich schlug er mit seinem Spazierstocke auf die Erde, und eine große Flamme stieg empor. Ein weißes Gespenst kam aus der Erde, und verschwand wieder, als er zum zweytenmale schlug. Die unerwartete Erscheinung wirkte so sehr auf seine Gesellschaft, daß alle davon liefen. Es war allen unbegreiflich, denn sie sahen, daß keine Vorbereitung da seyn konnte, und was sie sahen, war ganz über ihre Begriffe. Hier ist die Erklärung.

Er ließ sich eine kleine Zauberlaterne machen, die man ganz bequem in die Rocktasche stecken konnte. Er bestimmte ein besondres Kleid zu diesem Versuche, und ließ die Tasche, worin die Zauberlaterne verborgen war, mit Blech füttern, so wie auch den Ueberschlag der Tasche. Vorn am Kleide ließ er ins Unterfutter eine Oeffnung schneiden, für das Objectiv-Glas der Maschine, das Futter aber wurde so eingerichtet, daß er nach Willkühr die Oeffnung schließen und wieder aufmachen konnte. Ferner ließ er eine Gespenstergestalt auf Glas mahlen, und übertünchte die Peripherie des Glases

mit dicker Oelfarbe. Das Glas wurde in einen feinen Rahmen von Blech gefaßt, und in die Maschine gelöthet, damit es unbeweglich war. Dann untersuchte er den Focus der Maschine, damit er wußte, in welcher Entfernung von einer Mauer sich das Gemählde in Lebensgröße präsentirte. Sobald er nun den Focus wußte, ließ er auch die Röhre einlöthen, damit sich der Focus in der Tasche nicht verschieben konnte.

Als dieses alles in der Maschine fertig war, ließ er auch die Lampe befestigen, die er mit Wachs eingoß. Ueber dem Dochte, der von gesponnener Wolle, und ebenfalls in ein wenig Wachs getaucht war, befestigte er ein kleines blechernes Röhrchen, das er seitwärts mit etwas wenigem gestossenen Schwefel füllte, und phosphorisirte, so wie man die Gläser zum Feuermachen zubereitet. Dieses Röhrchen konnte er mit der Hand in der Tasche bequem hin und her bewegen, durch welche Bewegung der phosphorisirte Schwefel den Docht entzündete. Rückwärts ließ er in die Laterne ein kleines Blasbälgchen einlöthen, dessen Röhre bis auf den Docht der Lampe ging, damit er auf ei-

nen Druck das Licht wieder auslöschen konnte. Dieses alles war sehr niedlich und klein, und mit möglichstem Fleiße und Genauigkeit eingerichtet. Das Objectiv-Glas der Maschine hatte in der Peripherie nur die Größe eines guten Groschen, und stellte doch in einer Entfernung von sechs Schritten die Figur in einer Größe von fünf Schuhen vor.

Sobald er mit Erfindung dieser Maschine fertig war, und seine Zaubermaschine anzünden und auslöschen konnte, so oft er wollte, machte er sich an die Verfertigung des Zauberstocks, mit welchem er auf folgende Art verfuhr.

Er ließ sich einen hohlen Stock in Gestalt eines gewöhnlichen Spazierstockes machen. Am Ende richtete er ihn so ein, wie die Fackeln der Furien auf dem Theater zu seyn pflegen. Inwendig war es mit Blech gefüttert, hinterhalb war eine Oeffnung, die er mit Semen Lycopodii füllte; vorn war ein kleines Schwämmchen befestigt, das in Weingeist getaucht war. Durch die Mitte des Schwämmchens ging ein phosphorisirter Docht, der unterhalb ganz dicht, durch ein Röhrchen gezogen werden konnte. Dieser Docht war an einer Schnur befestigt, die oben bei dem Knopfe heraushieng.

Wenn alles dieses in gehöriger Bereitschaft ist, und man die Erscheinung machen will, so sucht man einen Ort aus, wo man sich einem finstern Gemäuer gegenüber nähern kann. Je dunkler der Ort ist, desto besser. Man bringt dann unvermerkt die Hand in die Tasche, reibt das phosphorisirte Röhrchen in der Laterne, und die Lampe zündet sich an. Drauf zieht man mit Gewalt an der Schnur des Stockes, und der phosphorisirte Docht entzündet das in Weingeist getauchte Schwämmchen. Sobald man mit dem Stock auf die Erde schlägt, so kommt das Semen Lycopodii in die Weingeistflamme, und die Zuschauer glauben, das Feuer fahre aus der Erde heraus. Zu gleicher Zeit erhebt man den Lappen am Unterfutter des Kleides, kehrt mit der Tasche die verstekte Laterne gegen die Wand, gerade als ob man die Hand auf die Hüfte stützen wollte, — und nun erscheint das Gespenst. Der Beschwörer kehrt sich um, und es verschwindet; er sezt den Stock fest auf die Erde; und die Flamme des Weingeists verlöscht aus Mangel der Luft; dann schiebt er seine Hand in den Sack, und bläst mit dem kleinen Blasebalge die Lampe in der Zauberlaterne aus.

Dieser Versuch ist wirklich sehr artig und auffallend. Der Liebhaber solcher Künste, der Erfindungsgeist besizt, wird die nemliche Maschine zu mehreren andern Versuchen anwenden können. So will ich z. B. folgende Erscheinung hersezen, die eine lustige Unterhaltung bey Nacht gewährt.

Wenn man an einem heitern Abend spatzieren geht, so kann man die beschriebene Laterne zu sich stecken, und statt des Gespensts einen großen Löwen auf das Glas mahlen. Sobald man nun in einer dunkeln Gasse, wo weiße Häuser stehen, oder einer Mauer gegenüber sieht, stemme man auf oben angezeigte Art seine Hand auf die Lenden, und der Löwe wird gleich an der Wand erscheinen, und weil man seinen gewöhnlichen Schritt fortgeht, so folgt auch natürlicher Weise der Löwe hinten drein. Bald werden es die Leute bemerken, und Verwundrungsvoll stehen bleiben. Man läßt den Lappen im Unterfutter fallen, sieht sich befremdet um, und der Löwe ist verschwunden; man verfolgt seinen Weg weiter, und das Ungeheuer kommt wieder zum Vorschein.

Die Flamme von einem Lichte abzusondern, und wieder daran zu setzen.

Wenn man ein brennendes Licht in fixe Luft einsenkt, so geschieht es sehr oft, daß die Flamme über der Oberfläche der fixen Luft zurückbleibt, wenn gleich das Ende des Lichts einige Zoll weit davon entfernt ist, und in diesem Falle kann man die Flamme wieder an die gehörige Stelle bringen, wenn man nur das Licht bis auf eben dieselbe Linie wieder heraufhebt. Die Flamme erhält sich dabey durch einen Theil des Rauchs; welcher von dem Licht bis über die Oberfläche der fixen Luft emporsteigt.

Der künstliche Nebel.

Man nehme zwey Gläser mit langen Hälsen; das eine fülle man mit Scheidewasser, oder auch nur mit gemeinem Salzgeiste voll, das andre aber mit Spiritus salis ammoniaci. Hält man nun die Hälse der beyden Gläser an einander, so werden die daraus aufsteigenden Dünste, nachdem sie sich mit der atmosphärischen Luft vermischt, einen Rauch oder

sichtbaren Nebel machen. Die Gläser müssen aber sehr nahe an einander gebracht werden, wenn man es recht deutlich wahrnehmen will.

Nachahmung des Donners durch Erschütterung der Luft.

Nehmet einen starken Rahmen von Holz, der ungefähr drei Schuh breit ist; befestigt am Rande desselben allenthalben eine dicke Pergamenthaut, die eben so groß ist, als der Rahmen. Ehe sie befestigt wird, muß man sie aber benetzen, damit sie sich gut spannen läßt. Wenn ihr diesen Rahmen aufgehängt habt, so beweget und treibet ihn schwächer oder stärker herum, so wird auch die Erschütterung der Luft, die dadurch verursacht wird, schwächer oder stärker seyn, und ihr könnt dadurch ein Geräusch verursachen, das mit dem Brummen des Donners viele Aehnlichkeit haben wird. Soll der knallende Donner nachgeahmt werden, so hängt man zwischen vertikal aufgezogenen Schnüren eine bestimmte Anzahl Faßdauben auf, die einen halben Schuh weit von einander stehen, und eben so gestellt werden müssen, wie die Leisten an den Jalousien, die man vor

die Fenster in den Zimmern setzt. Indem man die vorher gespannte Schnur plözlich nachläßt, fallen die Hölzer auf einander, und man kann dieß so oft wiederholen, als man will.

Die verwechselten Geldstücke.

Nehmet zwey Münzen, deren Durchmesser vollkommen gleich, das Gepräge aber verschieden ist, schleifet iede auf einer Seite ab, so daß beyde zusammen genommen nur die Dicke einer einzigen haben. Ist dieses geschehen, so läßt man sie durch einige sehr feine Nieten mit einander verbinden. Solcher gedoppelten Münzen muß man sich zwey Stücke verfertigen lassen. Z. B. die beiden Münzen wären ein Sächsisches und ein Preußisches Viergroschenstück, so wird die zusammengesezte Münze auf der einen Seite wie ein Preußisches, auf der andern wie ein Sächsisches Viergroschenstück aussehen. Nehmet in iede Hand eine von diesen Münzen, und zeiget den Zuschauern, daß ihr in dieser Hand Preußisches, in iener Sächsisches Geld habet. Breitet hierauf die Arme auseinander, lasset jeden Arm durch eine Person halten, und zeiget ihnen noch einmal, daß ihr die bewußte

Münze richtig in der Hand habet. Hierauf schließet die Hände zu, damit die Münzen sich umkehren, sprechet einige magische Worte dazu, öffnet hierauf die Hände, zeiget die Münzen von der andern Seite, und man wird glauben, das Geld habe sich in der Hand verwandelt.

Eine Farbe, die sich zeigt und wieder verschwindet, wenn man ihr die freye Luft benimmt.

Man thut in eine wohl verstopfte Flasche ein flüchtiges Alkali, in welchem Kupfer aufgelöst worden, so wird man eine schöne blaue Farbe erhalten. Wenn man die Flasche verstopft, so verschwindet die Farbe, und wenn sie wieder geöffnet wird, so kommt auch die Farbe wieder zum Vorschein.

Die Kreßpiramide.

Man läßt sich vom Töpfer einen stumpfen thönernen Kegel verfertigen, dessen Grundfläche etwa sieben Zoll im Durchschnitte hat, und mit einem Winkel von 75 Graden in die Höhe steigt. Der noch weiche Thon wird überall

geritzt und eingekerbt, und diese Ritzen werden das Lager für den Saamen. Der Kegel ist hohl und hat oben eine Oeffnung, um Wasser darein zu gießen. In die Kerben und die übrigen Vertiefungen auf der Oberfläche wird Sand gestreut, und der Kreßsaame darauf gelegt. Wenn man nun den Saamen vorher zwey Stunden einweicht, laues Flußwasser in die Pyramide gießt, eine leere Schüssel untersetzt, welche das durchschwitzende Wasser auffängt, den Saamen in alle Fugen einstreicht, und das Gefäß in eine warme Stube bringt, so erscheint in Einem Tage eine grüne Tapete, welche einen grünen Wald auf der ganzen Oberfläche der Pyramide vorstellt. So kann man die Kreße auf die Tafel bringen, und als Salat verbrauchen. Wenn man Kalk in das Wasser wirft, so entwickelt sich der Saame noch weit schneller.

Den Marsbaum Schuß für Schuß aufwachsen zu sehen.

Man mische eine Unze gereinigten, gut ausgewaschenen und dann getrockneten Sand unter vier Unzen reine Potasche, damit wird ein

Schmelztiegel halb angefüllt, und derselbe in einen gutziehenden Windofen zum Schmelzen gebracht. Diese Materie blähet sich allmählig auf. Wenn aber das Aufblähen ganz vergangen und alles wie Wasser geflossen ist, so schütte man die Glasmaterie auf eine eiserne oder kupferne Platte, da sie sich dann in jedem kalten Wasser auflöset. Von diesem Sand- oder Glas-Wasser, wie man es nennen will, gieße man nach Belieben in ein helles Apothekerglas, oder in ein solches, das einen flachen Boden hat, destillire es mit ein oder zwey Theilen destillirten oder kalten Wassers, und nun werfe man ein kleines Stückchen in Salzsäure aufgelöstes und abgerauchtes, fast ganz trocknes Eisen in das Sandwasser, so wird man die Korallengewächse Schuß für Schuß anwachsen sehen.

Einen leinenen Faden unverbrennlich zu machen.

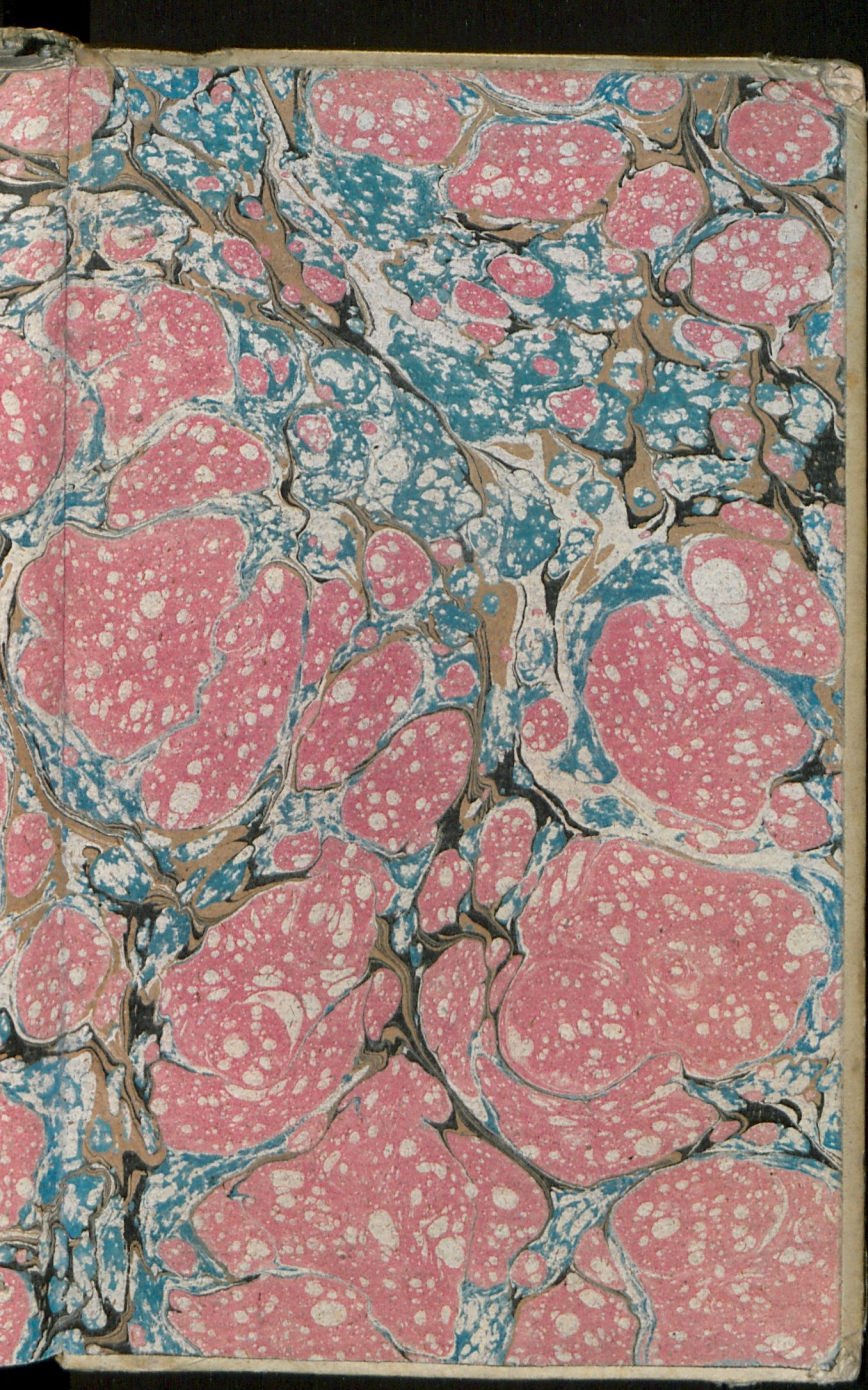
Man nimmt eine zinnerne Kanne, die mit frischem Wasser gefüllt ist, und umwindet sie ganz fest mit einem Zwirnfaden. Hierauf gibt man einem andern ein brennendes Licht, und be-

fiehlt ihm, den Faden anzuzünden. Dieser mag das Licht daran halten, so lange er will, so wird er doch nicht im Stande seyn, den Faden zu verbrennen.

Ha 7295

ULB Halle
3
007 386 583

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-788433-p0169-5


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-788433-p0171-2

Der kleine

Zauberer,

oder

Anweisung zu leichten und belustigenden Kunststücken aus der natürlichen Magie.

Für

Kinder und Nichtkinder.

Stuttgart,
bey Franz Christian Löflund,
1799.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches Centimetres
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-788433-p0173-4